

Medard Rombold

von

Wilhelm Schussen


Dei
Sub Numine
Viget



Medard Rombold

Medard Rombold

Von

Wilhelm Schussen pseud.

Wilhelm Frick



Stuttgart u. Berlin ·· 1913
Deutsche Verlags-Anstalt

Druck
der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in
Salach, Württemberg

Erstes Buch

Erstes Kapitel

Laß zu Haus die Türe offen,
Wenn du reitest in ein Hoffen.
Und fahre langsam auf den Straßen,
Die zu einem Glück dich führen.
Auch wenn schon die Hörner blasen
Und sich alle Trommeln rühren,
Kann dein hoffnungswärmstes Lieben
Eine Ungunst noch zerstieben,
Und du zierst vielleicht mit Rosen,
Was du gestern hast verstoßen,
Küssend stille und bescheiden
Die gewohnten alten Zeiten.

Wenn Medard Rombold damals im Unterländer Kloster seine Studien nicht abgebrochen hätte, gäbe es heute wohl kaum ein Hindernis, die einzige Paula der Frau Geometer Munk unter den Flügeln wegzuholen. Er wäre jetzt einfach auch irgend so ein großartiger Teil des Staatsganzen, so ein würdeschwerer Jurist, oder der König einer Kompagnie, oder irgendein besserer Aktenbugsierer, oder der Verwalter eines Bahnhofs oder einer Postanstalt, oder wie sein Freund Engelbert, den sie damals in der Schule den Gigele nannten, vielleicht ebenfalls der Turm eines Amtsbezirks, dem sich alles übrige zugliederte und in

den weitaus meisten Fällen gerne und geziemend anschmiegte. Vielleicht wäre er sogar, seinem eigentlichsten Lebensquell entsprechend, ein großer Maler, ein Dichter, oder doch irgendein Parteigott oder so etwas geworden, irgend etwas, das das Leben laut und bedeutend machte.

Und nun war er der Wirt zum „Goldenen Anker" zu Schöckbuch, mit acht Morgen Wieswachs, zehn Morgen Ackerfeld, zwölf Morgen Torfland und Streuteil und zwanzigtausend Mark Schulden.

Er glaubte sich heute noch ganz deutlich an jenen verhängnisvollen Schritt des Stiefvaters und des eigenen Herzens erinnern zu können. Es war einer der wunderlichen Frühlingstage, wie man sie eben wieder genoß, voller Zufälligkeiten und holden Möglichkeiten, zum erstenmal angenehm schwül, mit Gewittern in der Ferne, wo am dunkeln blaugrauen Himmel immer wieder eine verwegene Goldschlange aufzuckte und ins Lautlose einfiel, bis nach langen Sekunden ein gottvolles Hammerspiel die Höhen erfüllte und breit und voll durch die Wälder strömte und seltsam an den vielen Hügeln hinstreichend das Letzte suchte. Manchmal schien eines der Gewitter näher zu kommen. Doch das täuschte alles nur; es gab keine Entladung. Und so fuhren denn auch die Lerchen unbekümmert fort, ihre brennenden Lieder in den abwechselnd bewölkten, blauklaffenden Himmel zu bohren, aus dessen lichtummauerten Toren Schwärme holder

Frühlingsengel die junge Erde beäugten. Schwalben flatterten lautlos über den mattweißen Schein der Löwenzahnlichter und Schierlingsblüten, die jetzt die Wiesen allenthalben beherrschten. Und die vom Holzgebälk durchfurchten Häusergesichter der zahlreichen kleinen Dörfer reckten, so gut es ging, die schimmernden Giebelstirnen aus den Wogen schon verblühter grüner Birnbäume und rotdämmernder, prachtvoller Apfelkronen, die die Hügel zu erstürmen schienen.

So hatten sie, er und der Vater, auf dem gichtbrüchigen Bernerwagen, mit dem gemütlichen, nicht sehr sauberen Schimmel an der Deichsel des gemieteten Fuhrwerks, Hügel um Hügel, Waldhöhe um Waldhöhe, Tälchen um Tälchen genommen, auf Wegen, die von der niedergegangenen Birnenblust manchmal wie beschneit waren, und an grünem, etwas verspätet eingetretenem Buchenlaub vorbei, das wie ein Unterpfand einer überirdischen, vollkommenen Welt erschien.

Es war eine regelrechte Studienfahrt gewesen durch dieses wundervolle, vielgegliederte, keuperhügelige, weingesegnete Unterland, wo die Menschen so beweglich zu klagen und so schön zu singen verstanden, wo die Häuser und Gärten so kraus und kirre beieinander standen, wo die Äcker und Wiesen und Bauernfuhrwerke so herzlich klein waren und die respektabeln Mostkrüge eine so große Rolle spielten.

Dem Fuhrmann des Bernerwagens saß der Kopf nicht sehr fest auf dem Hals; er ließ ihn willenlos bald nach der einen, bald nach der anderen Seite fallen und gab aus seinem Schwülschlaf heraus nicht immer treffende Antworten auf die Fragen des Stiefvaters, die ohnehin in einer Mundart geschahen, die dem Unterländer wie Hundegebell und Schafgeblöke und Besenstielmusik in den Ohren hing. Medard, der das so unversehens Hereingebrochene immer noch nicht fassen konnte, schwieg sich aus. Er betrachtete während der langsamen, gemächlichen Fahrt wie zum letztenmal die schönen, rundgekneteten, roten Rebhügel, die wunderbar grünen Buchenmäntel an den Keuperlehnen, die quellhellen Wässerlein, die so großartig aus den Obstschluchten in die Täler lärmten, wie wenn sie schon etwas Rechtes wären. Er blickte wehmütig in die Rebäcker, wo die Ruten schon Knospen aufgesetzt hatten und wo die neuen Weinpfähle manchmal sektionsweise in die Zukunft starrten. Die rosenrote Klassenmütze des gewesenen Studenten blühte innig und freudvoll in die jungen Mailichter hinein, und ein paar schöne, strohblonde Locken quollen unterm Saum hervor und krümmten sich nach dem goldenen Randbande hin. Medard hatte die Mütze wohl oder übel während der Reise noch aufbehalten müssen, denn er hatte, da die Zukunft so klar schien, schon lange keinen Hut mehr besessen. Wie aber hätte man bei dem jähen, er-

regten Austritt aus der Klosterschule noch an die Erwerbung eines Hutes denken sollen? „Was schaffst, Medard?" fragte der Vater, sich auf dem Sitzbrett neben dem schlafenden Fuhrmann umdrehend, als er den Sohn mit dem Kofferschlüssel hantieren hörte.

„Meinen Wachstuchüberzug für die Mütze suche ich," gab Medard beinahe traurig zur Antwort.

„Gleich auf der Bahnstation kaufen wir dir einen Hut," sagte der Vater noch im selben verhängnisvollen trutzigen Ton, mit dem er dem Vorsteher im Kloster Medards Austritt aus der Schule kundgegeben hatte, und wendete sich wieder nach vorne. Medard steckte den Schlüssel zu sich, knüpfte den Strick, der um den großen, grün gestrichenen hölzernen Koffer geschlungen war, fest und setzte sich von neuem einsilbig auf die Truhe seiner Habseligkeiten.

Dem langsamen Schimmel hing die verschaumte Zunge auf der Seite zum Maule heraus, und hin und wieder ließ er ein helles Schaumflöckchen auf die rötliche Straße fallen.

Aus einem nahen Birnbaum blies ein Laubfrosch seine laute Trompete froh und eigensinnig in die Luft hinaus.

„Der ist gut aufgelegt," meinte der Vater, um etwas Aufheiterndes zu sagen. Medard nahm indessen den alten Faden noch einmal auf, der auch den Vater nicht zur Ruhe kommen ließ, wiewohl er,

sobald er sich in das Geschehene vertiefte, immer wieder als Sieger bei sich selber hervorging.

Wie war es nur eigentlich gekommen?

Der Vater hatte aus verschiedenen Gründen auch einmal nach dem Sohn in der Fremde sehen wollen. Er hatte also die zehn Mark Eisenbahngeld hingeopfert, hatte den umständlichen Weg von der Haltstation nach dem entlegenen Kloster, einen versäumten Montag, die Kosten eines Nachtlagers und all das Mißliebige, Ungewohnte und Aufregende einer solchen weiten Reise nicht gescheut, um dem Medard einen Besuch zu machen. Denn man sollte ihm nicht nachsagen, daß er seinen Stiefsohn Medard über den leiblichen Sprossen irgendwie vernachlässigte. Donner und Doria, das sollte man nicht! Er liebte den Medard ganz auf die selbige Weise wie die eigenen Kinder. Das konnte er mit gutem Gewissen von sich sagen. Und er wollte seinem Studenten wieder einmal einen Beweis davon geben. Aber auch sonst reizte es ihn, einmal Einsicht zu nehmen in die große Klosterschule, deren Ruhm ihm nun seit Jahren und Jahren in den Ohren rauschte, in deren Gewölben soundso viele gelehrte Herren, die er vom Hörensagen bald besser als die Kunden seiner Wirtschaft kannte, der Reihe nach unterrichteten, geistliche und weltliche, evangelische Professoren und katholische, Turnlehrer und Zeichenlehrer, und in deren Räumen es einen Hausmeister gab, der nicht einmal vor dem Minister,

geschweige denn vor einem Vorsteher oder Regierungsrat die Mütze lüftete. Es gelüstete ihn nicht wenig, diese von Medard und seinen Freunden während der Ferien bis zur Übersättigung geschilderten Klosterinsassen, insonderheit den Hausmeister Kurfeß, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen; des ferneren mit dem griechischen Professor Scheffold bekannt zu werden, der sein graues Haupthaar grün zu färben pflegte; den Aufsatzprofessor Gfrörer kennen zu lernen, den die übermütigen Burschen das Ichneumon nannten. Er begriff kein Jota vom Griechischen oder Lateinischen oder all den anderen Dingen mit ihren teilweise recht lächerlichen und ärgerlichen Namen, und wenn er das ihm furchtbar zuwidere Wort Algebra aussprach, war es ihm, als hätte er einen lebendigen nassen Frosch verschluckt. Aber es reizte ihn, eben diese sonderbaren fremden Dinge einmal mit eigenen Augen aus der Nähe betrachten und ein eigenes Urteil darüber bilden zu können.

Und schließlich redete auch sein Vaterstolz noch ein Wort bei diesem Besuche mit. Das war nur in der Ordnung und war ihm gewiß nicht zu verargen. Er liebte den Medard auch darum, weil er einen aufgeweckten, hellen Kopf hatte. Im letzten Jahreszeugnis war sein Student der achte unter dreißig Kameraden gewesen. Das wollte immerhin etwas heißen. Auch der Pfarrer, dem er das Papier vorgewiesen hatte, war derselben Meinung ge-

wesen. Da durfte man also schon einmal im Leben seine Sorgen und Schulden beiseite schieben und das Herz der Freude öffnen. Wenn Medard immer so wacker fortschritt wie bisher — das sagte er sich immer wieder während der langen Zugfahrt, vom Donauboden an bis über die magere, merkwürdig helle Kalkalb hinüber —, wenn Medard so fortschritt wie bisher, wollte er Gut und Blut daran setzen, aus dem Studenten etwas Rechtes zu machen. Bis zu oberst hinauf würde er ihn steigen lassen; bis nach Tübingen und Berlin und noch darüber hinaus. Bis zum Minister hinauf oder noch weiter. So weit als der Bursche nur den Mut und die Lust hatte. Er wollte das alles gleich morgen dem Schulvorsteher mitteilen, damit die Herren auch wüßten, zu welchem Loch man hinauszielte. Seine eigenen Kinder Bernhard und Hermine und Medards Schwester Mathilde sollten darum noch lange nicht zu kurz kommen. Wenn er gesund blieb und Gott fernerhin seinen zähen Segen gab, war ihm, so mühselig es auch bergan ging, nicht bange. —

In einer Wirtschaft unterhalb des Klosters blieb der Vater übernacht, legte sich, weil ihm alles fremd und ungewohnt und teilweise auch verdächtig war, mit Socken und Unterhosen ins Bett und überdachte sich bis in Schlaf und Traum hinein die Anreden und Höflichkeitszeremonien, die er am folgenden Morgen im Kloster den verschiedenen Herren Pro-

fessoren und Doktoren und dem Hausmeister Kurfeß gegenüber zur Anwendung bringen wollte.

*

Der Schulvorsteher Doktor Josenhans hatte heute keinen guten Tag. Sein Bub, wie er seinen übrigens bereits bei einem Kameralamt als Assessor tätigen Sohn zu nennen pflegte, war gestern laut heutigem Amtsblatt bei der Bewerbung um die hiesige Finanzamtmannsstelle gründlich durchgefallen. Nicht einmal in den Vorschlag war er gekommen. Geschah ihm nur recht, dem bequemen, dalketen Menschen! Warum hatte er nicht wie sein Vater ein Staatszeugnis in den Händen, das die Anwartschaft auf jegliche Zukunft rechtfertigte? Aber so waren die jungen Leute von heute. Mochten sie also auch die selber eingebrockte Suppe selber ausessen. —

Von diesen Gedankengängen war nur ein kleiner Sprung zu den immer noch ledigen Töchtern hinüber.

War im Grunde dieselbe leidige Ungunst wie mit dem Buben. Saßen beide zu Haus, lasen, musizierten, häkelten, malten und segelten von Museumsball zu Museumsball, ohne daß sich irgend etwas Entscheidendes ereignete. Wäre gescheiter, sie fingen einen Mann, und wenn es ein Möbelschreiner wäre, als daß sie ihre entsetzliche Malerei und alle die anderen Modetorheiten weitertrieben.

Er selber hatte sich damals seine Frau aus einer bescheidenen Gerbersfamilie geholt und es bis heute noch nicht bereut. Damals hatte man eben noch genügsam und mit einer gewissen Demut dem Leben gegenüber angefangen und war geduldig und zähe, unter Abbruch und Entbehrungen, ohne die hienieden einmal nicht auszukommen war, aufgestiegen, bis man bei etwas Ordentlichem angelangt war. Heute wollten die jungen Leute gleich vierspännig in ein künftiges Königreich einfahren. Die Anna hätte doch ganz gut mit dem Verwaltungsaktuar fürlieb nehmen können. Aber sie würde noch Stachelbeeren essen, nachdem sie die Kirschen verscherzt hatte. — Ärgerlich, daß der Bub den Finanzamtmannsposten nicht erhalten hatte, mehr als ärgerlich.

Dies und ähnliches waren so die Gedanken des Vorstehers, als er mit geöffnetem Umlegkragen, die Brille auf der Stirn und ein Glas Brunnenwasser in der Hand zur ersten Unterrichtsstunde erschien und mit der ihm eigenen unverwüstlichen Gesundheit und dem ihm angeborenen Eifer seiner Zöglinge wartete.

Medard Rombold aber hatte, wie das manchmal so geht, gerade in den letzten Wochen allerlei Unliebsames erlebt. Wo aber einmal mehrere Schatten durch Zufall und Mißgeschick zusammentreffen, da sieht es dann oft gleich ganz unheimlich dunkel aus. Es ist gewiß, das Tuchschwenken zu des

Postsekretärs Adelgunde hinüber war ein ebenso unnötiger wie erfolgloser Streich gewesen, der in dem Internat besser unterblieben wäre. Auch das Korrektum des Professors Gfrörer hätte Medard schließlich nicht absichtlich zu vergessen brauchen. Und noch so manches andere, das der Vorsteher in jüngster Zeit drohend ad acta genommen, hätte sich nicht zu ereignen brauchen. Daß man aber solche, im Grunde doch geringfügige Fährlichkeiten als guter Sohn nicht den Eltern heimberichtete, war wohl verständlich, namentlich dann, wenn man hoffen durfte, bis zum Semesterschluß wieder mancherlei gutgemacht und zugedeckt zu haben. Am Durchfall des „Buben" auf die Finanzamtmannsstelle aber trug Medard sicherlich nicht die geringste Schuld. Gleichwohl faßte ihn der Vorsteher, als er einmal eine unbefriedigende Antwort von ihm erhielt, heute gleich außergewöhnlich derb an. Die trotzige Miene, die Medard daraufhin aufsetzte, machte die Sache nicht besser. Und so entlud sich denn ein aus verschiedenen Spannungen, aus Finanzamtmannsstellen, Malerei, Museumsbällen, Korrektum und Tüchleinschwenken verursachtes prasselndes Donnerwetter über dem Haupte des ahnungslosen Medard, dessen Vater zu eben dieser Stunde in der Wirtschaftskammer die Stiefel mit eigener Hand nachträglich noch einmal polierte, weil sie ihm für den heutigen freudigen Überraschungstag nicht blank genug erschienen. Weil in-

dessen bei dieser Zornesrede, die freilich zwischenhinein auch allgemein gehalten war und in sehr kraftvoller Form allgemeine Fragen wie Jugend und Gegenwart und dergleichen beleuchtete, immer wieder nur Medard als der Sündenbock herhalten mußte und doch dabei ein nicht zu verkennender Unterstrom fremder, unsachlicher Bitterkeit mitfloß, so ward aus dem anfänglich leisen, zagen Trotz ein offener, wehrhafter, beleidigender geworden. Der Vorstand durfte jetzt warnen wie er wollte, Medard fuhr fort, sein Haupt immer tiefer und tiefer zu senken, um es schließlich trotzig und bockbeinig und unwiderruflich auf die geballten Fäuste über die Bank zu legen.

Zweites Kapitel

So etwa standen die Dinge, als der Vater aus dem Oberland mit freudig klopfendem Herzen auf geräuschvollen Schuhen in der Begleitung des Hausmeisters Kurfeß die breiten, schönen, geländergeschmückten alten Eichenstufen zum mittleren Stockwerk des Klosters emporstieg. Er gab dem Pedellen aus seinem Glück heraus ein ordentliches Trinkgeld. Dann verschnaufte er sich noch ein wenig, die ungeheuren Fenster und den Stuck der Gewölbe bestaunend, ehe er, den Filzhut in der Linken, mit den harten Knöcheln von Zeige- und Mittelfinger leise, aber hell und hallend an die Vorstandstüre klopfte. Der Vorsteher nahm gerade den Kaffee ein. Der Vater, der sich auf ziemlich viel Vornehmheit gefaßt gemacht hatte, stutzte ein wenig, als er das einfache, bäuerische Gelaß, das ordinäre Eßgeschirr, das abgenutzte Tischwachstuch und den in Hemdärmeln eilig frühstückenden Vorstand erblickte. Er schalt sich in Gedanken, daß er darauf nicht vorbereitet gewesen, obwohl ihm die Studenten sicherlich auch davon schon übergenug erzählt hatten. Und es wäre ihm nun doch lieber gewesen, wenn er den Medard von seinem Besuche in Kenntnis gesetzt und vor dieser Audienz noch gesprochen hätte. Er fand sich indessen ziemlich rasch wieder und sagte, indem er mit dem schwarzen Filzhut einige artige Pendelbewegungen ausführte:

„Ich bin der Nikolaus Veittinger aus Schöckbuch im Oberland, über der Kalkalb und der Donau drüben. Ich möchte gern mit dem Herrn Vorsteher über meinen Sohn Medard Rombold sprechen und anfragen, was er auch in seinem Betragen und so weiter macht, wie er sich im Studium der verschiedenen Fächer anläßt, und wie man hier mit seinem sonstigen Benehmen und Fortschreiten zufrieden ist. Doch hat es keine Eile, und ich kann gut warten, bis der Herr Vorsteher den Kaffee vollends getrunken hat."

„Nehmen Sie, bitte, nur Platz. Sie stören mich gar nicht. Ich kann auch während des Essens mit Ihnen reden," erklärte der Vorsteher und stand vom Stuhl auf, um eine angelehnte Tür zu schließen, die nun allerdings in ein sehr nobles Zimmer führte mit blauen Sesseln und einer elfenbeinernen Standuhr auf dem Ebenholzschreibtisch. „Sie sind der Vater des Rombold?" fuhr der Vorsteher mit unabsichtlichem leisen Befremden fort.

„Jawohl, Herr Vorsteher, ich bin sein Vater, respektive sein Stiefvater," antwortete der Oberländer Bauernwirt, sich plötzlich heiß daran erinnernd, daß er kohlschwarzes Haar und dunkle Augen besaß, während Medard strohblond und blauäugig war.

„Da haben Sie aber eine weite Reise unternommen, mein lieber Herr Veittinger," meinte der Vorsteher, ohne die Verlegenheit des Wirtes zu bemerken.

„Ist wohl wahr, Herr Vorsteher," erwiderte der Vater. „Doch was tut man nicht alles einem Kind zulieb? Und ich mache grundsätzlich keinen Unterschied zwischen leiblichen Kindern und Stiefkindern. Der Medard liegt mir deshalb geradeso am Herzen wie die anderen, und wenn er recht ist und tüchtig und brav und aufrichtig und ehrlich, kurz und gut: wenn er es verdient, Herr Vorsteher, sollen mir keine Kosten zu hoch sein. Ich werde den Beutel aufmachen und daraus herausholen, so viel nur drin ist. Denn an mir soll es durchaus nicht fehlen, von mir aus kann er bis zur Universität oder noch höher hinauf."

Der Vorsteher wischte sich den Kaffee von den Lippen, streifte die Goldbrille von der breiten Stirn auf die üppige, knollige Nase herab, erhob sich vom Stuhl und sagte, indem er seinem Gast bohrend in die Augen sah: „So arg weit in die Zukunft hinaus würde ich an Ihrer Stelle doch nicht sorgen. Überhaupt verdienen die jungen Leute unsere überschwengliche Liebe nicht immer, mein lieber Herr Veittinger."

Der Vater fuhr erschrocken von seinem Sitze auf. „Ist denn etwas vorgefallen?" wollte er fragen. Doch der Vorsteher ließ ihn nicht zu Wort kommen, sondern spann an der begonnenen Rede weiter: „Wissen Sie, mein lieber Herr Veittinger, da redet und predigt man immer an diese hoffnungsvolle, heißgeliebte Jugend hin und gibt sein Bestes

für sie aus und wartet dann so oft vergebens auf die süße Frucht der sauern Mühe. Auch Ihr geliebter Sohn Medard hat noch sehr weit heim zu einem Lob."

„Er ist doch immer so ordentlich gewesen und hat gute Papiere in der Vakanz nach Haus gebracht," wandte der überraschte Vater nicht ohne leisen Vorwurf gegen die Klosterschule ein.

Eine volle, jähe Blutwelle schoß dem Vorsteher ins breite Antlitz und offener Hohn umsäumte seine vollen Lippen. Dieser Undank hatte ihm heute gerade noch gefehlt. Er mußte sich alle Gewalt antun, um nicht sofort mit seinen ungestümen Gedanken herauszuplatzen. Aber es war wieder einmal bitter wahr, was auch die treuesten und eifrigsten Pädagogen immer wieder erfahren mußten: wenn so ein junger Bursche brav war und vorwärts kam, dann war er natürlich selber schuld, sein gutes Herz, sein heller Kopf, seine häusliche Erziehung und so fort; wenn es aber in dem einen oder anderen fehlte, dann ging das eben auf Rechnung der Schule, der Lehrer, der übertriebenen Anforderungen und so fort. Selbstverständlich. Das blieb die stete Kalkulation dieser blinden Elternliebe. Anstatt mit den Lehrern Hand in Hand zu gehen, trat sie als deren Gegnerin auf. Das Ergebnis dieser unseligen Zwietracht aber war das bekannte beklagenswerte. Dies alles hätte er dem Veittinger sofort voll ins Gesicht schleudern mögen. Doch er meisterte sich noch

einmal und entgegnete kurz und spöttisch: „Nein, er ist eben nicht immer ordentlich, Ihr Medard. Er ist im Gegenteil einer von denen, die uns fortwährend schwer zu schaffen machen.“

„Aber wie kommt das, Herr Vorsteher?“ fragte der ganz klein gewordene, verwetterte Vater hilflos.

Der Mann versteht sich ja großartig auf versteckte Kränkungen, dachte der aufs neue gereizte Vorsteher. „Wie das kommt? Das frage ich mich auch. Doch wenn Sie es nicht wissen, wie soll ich es wissen? Aber daß Ihr Sohn Medard ein nichtsnutziger, trotziger, fauler Bengel ist, das weiß ich! Und nun haben Sie die verlangte Auskunft.“

Der Oberländer Bauernwirt richtete sich jäh auf: „Wenn der Herr Vorsteher mir das geschrieben hätte oder wenn es in dem Zeugnis gestanden wäre, hätte ich diese Reise nicht gemacht,“ sagte er in gepreßtem, leise vorwurfsvollem Tone.

„Sie meinen wohl, wir hätten nichts anderes zu tun als solcher Flegel wegen Briefe und Briefe zu schreiben?“ versetzte der Vorsteher, nun außer sich vor Erregung, indem er, die Absätze heftig auf den Boden einhackend, im Zimmer auf und ab schritt. „Da hätten wir bald zu nichts anderem mehr Zeit, als daß wir die Unarten dieser Taugenichtse, wohl am besten gleich in Form von Räuberromanen, zur Post brächten. So meinen Sie es wohl? Na, wir danken.“

„Dann ist's am gescheitesten, ich nehme den Buben aus der Schule heraus," erklärte nun plötzlich der Vater und stand da wie ein knorriger Baum im Wintersturm; zähe, unüberwindlich, schön, trotzig, majestätisch, wie nur ein rechter Mann es sein kann.

Der Vorsteher, der in den vielen Jahren mancherlei Überraschungen erlebt hatte, traute doch diesmal seinen Ohren kaum, als der einfache Mann aus Schöckbuch im Oberland mit dieser unerhörten Wendung eingriff. Er blieb beinahe verlegen und besiegt vor dem nicht mit der Wimper zuckenden Bauernwirt stehen und meinte etwas einlenkend: „Nun, so zu überstürzen braucht man sich ja gerade nicht. Ein solch folgenschwerer Entschluß will immerhin überdacht sein. Jedenfalls müßte man doch auch Medard darüber hören, ehe man über seine Zukunft entscheidet."

„Wenn er damit einverstanden ist, fährt er gleich jetzt mit mir heim ins Oberland," sagte Nikolaus Veittinger.

Der Mann hat Zähne wie ein Biber, mußte der Vorsteher unwillkürlich denken. Dann entgegnete er wieder ziemlich spitzig: „Von mir aus, von mir aus. Ich habe selbstverständlich nicht das Recht, ihn anzubinden." Und er lief zu der Tür, die in das Zimmer mit der elfenbeinernen Uhr führte, und rief durch die Spalte: „Du, Anna, hole mir mal sofort den Medard Rombold her." Dann wankte er noch einmal: „Nicht daß Sie etwa

meinen, ich nehme meine Worte irgendwie zurück, Herr Veittinger, aber ich empfinde es doch als meine Pflicht, Sie darüber aufzuklären, daß Ihr Medard selbstverständlich nicht der einzige Schüler ist, mit dem wir nicht zufrieden sein können. Es sind sogar einige da, die noch viel mehr auf dem Kerbholz haben als er. Und dann hat er immerhin ein recht hübsches Talent, von dem er indessen, wie gesagt, leider nicht den Gebrauch macht, den er machen müßte. Das letztere steht außer allem Zweifel."

Jetzt klopfte es.

„Herein," befahl der Vorsteher.

Medard erschrak nicht wenig, als er seinen Vater so unvermutet antraf und die beiden Männer mit glühenden Gesichtern und wie Gegner voreinander stehen sah. Es schien ihm, als begriffe er sofort, was vorgefallen war, und es dünkte ihn, als hätte er den Vater noch nie so herrlich und aller Liebe wert gesehen wie in dieser blitzhellen, schrecklichen Sekunde. Aber er wagte es nicht einmal, ihm nun die Hand zum Gruße entgegenzustrecken.

„Wenn du willst," sagte der Vater ruhig, bestimmt, dunkel und ernst, „wenn du willst, gehst du heut mit mir heim. Der Herr Vorsteher sagt, man sei mit dir nicht zufrieden."

Das war wie ein Donnerschlag. Das war in dieser Plötzlichkeit gar nicht zu fassen. Medard war wie betäubt.

„Es ist der Austritt aus der Schule, den dir dein Vater vorschlägt; verstehst du wohl? Überlege es dir nur gründlich, ehe du eine Antwort gibst. Denn es geht hier um deine ganze Zukunft. Ich muß schon sagen, wenn es auf mich ankäme, würden wir zuerst noch einmal darüber schlafen." Der Vorsteher begann bereits in eine begütigende, väterliche Unsicherheit zu verfallen.

Allein der Vater war und blieb der knorrige, trotzige Baum: zähe, unüberwindlich, schön, majestätisch, wie nur ein rechter Mann es sein kann. Medard zögerte. Er war kreidebleich; denn er fühlte es, eine Welt stand auf dem Spiel. Er schielte scheu an dem ehernen Vater hinauf, der in seinem kohlschwarzen Haar, mit den tiefen, kühlen, dunklen Augen so fremd und fern und doch wieder so vatergütig und liebegewaltig neben ihm emporwuchs. Er fühlte es, dies Unbeugsame, Kühle, Unabänderliche, Verstandesmäßige blieb seinem Blute für immer fremd. Noch vor einer halben Stunde hatte er in seiner Seele diese selbe Tat, die der Vater nun in die Wirklichkeit umsetzte, mit glühendem Zorneshämmern geschmiedet und war wild und ungestüm mit brausenden Trotzesflügeln für alle Ewigkeit aus dem Kloster entflohen. Aber die verwegene Kühle, die dazu gehörte, hätte er wohl niemals besessen. Und nun kam der Vater und brachte die Sache schon fertig mit. Medard fühlte es, hier ging es um des Vaters Niederlage

vor dem Vorsteher, wenn er jetzt nicht in seinen Entschluß einwilligte. Und er fühlte es, daß des Vaters Blut sich von dem seinigen für immer löste, wenn er jetzt in dieser schauerlichen Stunde nicht zu ihm hielt. Eine plötzliche Woge heißen Triumphgefühls stieg in ihm auf, als er mit einem kurzen Blick auf den Vorsteher, der sich unruhig und erregt in den Kniegelenken wiegte, seine Antwort gab. „Vater," erklärte er, den fremden Mann mit unaussprechlicher Liebe umfassend, „Vater, ich will austreten."

Der Vater drehte mit leise zitternden Fingern die drahtdünne, steife, eigens für die Reise ins Unterland zugerichtete Spitze seines schwarzen Schnurrbarts und sagte, indem er in einem etwas harten Lächeln seine breiten, gesunden schneeweißen Zähne zeigte: „Dann können wir sogleich das Koffer packen."

Der Vorsteher war von diesem Ausgang noch immer etwas betroffen; da er indessen seine Pflicht und Schuldigkeit getan hatte und es ihm fast schien, als ob hier das Schicksal waltete, so hatte er keine Veranlassung, noch weiter dagegen zu sprechen. Es gab ohnehin noch viel zu viele junge Leute, die auf einem Pferd saßen, auf das sie nicht hinauf gehörten. Noch mindestens ein Dutzend solcher Reiter im Kloster dürften denselben Entschluß wie Medard fassen. Denn was einmal nicht sein sollte, mußte man nicht erzwingen wollen. Er machte sich also

daran, dem austretenden Rombold ein Abgangszeugnis zu schreiben, das diesmal nun wie durch ein Wunder fast noch besser ausfiel als die bisherigen. Und als er dann dem Knaben das verschlossene Kuvert einhändigte, fiel ihn plötzlich eine leise Trauer an. So ein Abschied war immer etwas Wehmütiges. Er hatte den Burschen im Grunde doch gern gehabt. Aber so war es wohl bestimmt. Das war eben das Leben. Wäre vielleicht auch besser gewesen, sein eigener Bub, der Finanzassessor, hätte seinerzeit dem Studium den Rücken gekehrt und wäre Kaufmann oder Bankier oder so etwas geworden. Zum Studieren brauchte man eben Köpfe, die zähe bei der Sache blieben. Dieser Stiefvater aus dem Oberland hätte als junger Mensch studieren müssen. Das wäre so einer gewesen. Der hätte nicht um eine lausige Finanzamtmannsstelle vergeblich betteln gehen müssen. Schade. Aber das war eben das Leben.

Drittes Kapitel

Was nützen mich die weißen Nelken
Und die roten, und was nützet mich ihr Duft,
Der mich süß und schwer umringt
Und von mir aus ungenossen welken
Dürfte und verderben in der sonnenblauen Luft,
Da die Liebe nicht gelingt!

Was nützen mich die schönen Tage
Voller Schwalben und das Lerchenlied im Feld
Und die Saaten, die gesät
Und gedeihen mir zur Plage?
Denn mich grämt die ganze schöne, süße, wunderbare Welt,
Da die Liebe nicht gerät.

So unansehnlich und unzulänglich der süßen Paula und ihrer schönen, stolzen Mutter, der Frau Geometer Munk, das Amt eines Wirtes zum „Goldenen Anker" zu Schöckbuch erscheinen mochte, man hatte es sich doch erobern müssen. Und vielleicht wäre Medard schneller und leichter zu einem Geometer oder Medizinalrat aufgerückt als zum Ankerwirt. Der Übergang vom Studium der im Innersten trotz allem immer noch geliebten Wissenschaften zum Viehfüttern, Distelstechen und Garbenbinden war keine Kleinigkeit gewesen. Auch das Sichduckenmüssen unter den strengen, kühlen

Vater tat mit der Zeit bitter weh. Wenn einem rotes Blut in den Adern wühlte, hielt es unsäglich schwer, jemand zu gehorchen, der gleichsam weißes Blut in sich trug. Dem Vater lag vor allem daran, das Anwesen schuldenfrei zu wissen und dann noch, wenn nur irgendwie möglich, etwas Bargeld auf die Seite zu bringen. Das hatte er aus seiner Heimat ererbt, wo in einer und derselben Familie das eine Kind schwarz und das andere rothaarig zur Welt kam, aber nicht blond und himmeläugig wie hier; das hatte er aus seiner Heimat mitgebracht, wo die Leute nur rackern und sorgen und nicht singen konnten, wo die Kieselbatzen im Boden ausgingen und die Räusche höchst selten waren. Der Vater hätte also die Stallung sein Lebtag nie neu pflastern lassen, und es wäre ihm nie eingefallen, daß man anstatt der unsicheren Strohschober und des umständlichen Futterschuppens schon mit fünfzehn- bis achtzehnhundert Mark einen ganz geschmackvollen Anbau an die Scheuer fügen konnte, der jung und schön und rotblühend ins grüne Tal hinunter schauen müßte. Wohin man sonst nur die Blicke sandte, lebte überall ein Fleckchen Rot, ein Fleckchen Neuheit und Fortschritt. Was nutzte einem das Geld im Beutel, wenn das Moos und die Flechten und die Pilze mit den Dachziegeln Hochzeit hielten. Ein wirkliches, großes Vermögen aber, um das man hätte fröhlich kämpfen mögen, eroberte man auf diesem Wege doch nicht.

In der Wirtschaft zum Grünen Baum, die im hinteren Teile des Orts wie ein höhnisches Ungeheuer wuchtete, strahlte schon seit Jahr und Tag ein Azetylenlicht. Hier im „Goldenen Anker" brannte immer noch die urgroßväterliche Erdöllampe mit einem riesigen, unerklärlichen Blechdach, dessen Schatten so gemütvoll in der Gaststube schwankten und wie dunkle Flügel um die Augen der Gäste huschten, wenn jemand in der Kammer im oberen Stock nur ein paar Schritte machte. Wenn eine Repsölampel bequem und billig zu bekommen gewesen wäre, würde man heute sicherlich noch bei Repsöllicht das wöchentlich dreimal erscheinende Wochenblatt als einzige Zeitung lesen, weil ja doch von nichts anderem als von Haß und Hader in den Blättern stehe, wie sich der Vater ausdrückte, und weil ein gesunder Kopf überhaupt keines Wegweisers auf dem eigenen Grund und Boden bedürfe, den er besser als jeder andere kennen müsse. Im „Grünen Baum" las man jedenfalls noch eine landwirtschaftliche Zeitung und ein Witzblatt. —

Alle diese Dinge bedeuteten schwere innere Gegensätze zwischen Vater und Sohn. Für Medard verstand es sich eigentlich von selbst, daß man neben dem Bierschank und dem herzigen bißchen Landwirtschaft noch irgend etwas Rentables hätte unternehmen müssen. Und wenn es schließlich nichts Besseres als beispielsweise ein vernünftiger Weinhandel gewesen wäre.

„Wer trinkt denn bei uns zuland Wein?" hatte aber der Vater sogleich mit Spott und Achselzucken entgegnet. „Wir verzapfen jährlich ganze hundert Liter, wenn es gut geht, die den fünfzig Kindstaufen, welche bei uns stattfinden, so ziemlich genau entsprechen. Nun kannst du dir den mutmaßlichen Geschäftserfolg an den Fingern ausrechnen."

„Wenn man guten, echten Unterländer aufkaufte, wäre es bald anders," widersprach Medard; „der Wein, den man hier seit Anbeginn ausschenkt, ist kein Wein, sondern Schnaps und Wasser und Rindsblut."

„Das behauptest du einmal. Ob deine Behauptung auch stimmt, ist eine andere Frage. Jedenfalls loben die Gäste den Wein."

„Aber sie trinken ihn nicht," versetzte Medard.

„Weil man bei uns im Oberland, wie schon gesagt, eben überhaupt keinen Wein trinkt, sondern weil man sich, was ich nur gutheiße, eben mit dem Bier begnügt. Und so wäre also ein Weinhandel oder etwas Ähnliches so ziemlich das ungeschickteste Geschäft, das man beginnen könnte, und das auf nichts anderes als aufs Geldverspielen hinausliefe. Drum reden wir gar nicht mehr darüber." —

Eine Zeitlang ging die Rede, der Stiefbruder Bernhard solle das Anwesen übernehmen, weil er nach der Ansicht des Vaters besser dazu taugte als Medard, der dann auf irgendein fremdes Ge-

schäft hätte heiraten sollen. Bernhard trinke kein Bier und könne besser bei einer Sache bleiben als Medard, der andererseits wieder mehr bei den Mädchen gelte, so daß er zehne für eine haben könne. Medard würde ein ordentliches Vermögen erheiraten und dann den „Anker" dem Bruder überlassen. Da war zum Beispiel die Tochter des Spezereihändlers Brüll in der Stadt am Markt, die sich dem Wirtssohn Medard im geheimen hatte antragen lassen und die nicht weniger als achtzigtausend bare Mark mit in die Ehe bekam. Kein Mensch hätte dem bescheidenen Spezereiladen angesehen, daß man hier zwei Töchter, eine Lise und eine Magdalene, mit je achtzigtausend Mark verbrämen könne. Und keine Seele hätte daran gedacht, daß die stille, mehr als schlicht und nüchtern gekleidete Lise ihr Herz an den blonden, vollblütigen jungen Ankerwirt verschenken wollte. Medard hatte während der kurzen Zeit, da er die Volksschule in dem eine starke halbe Stunde von der Ankerwirtschaft entfernten Städtchen besuchte, einmal eine flüchtige, kindliche, ahnungslose Neigung zu dieser Lise unterhalten, die zum Edelsten und Lieblichsten gehörte, was er als Knabe erlebt hatte. Allein damals war dieser scheue dunkle Mädchenkopf etwas sehr anderes gewesen als heute. Auch war es nur natürlich, daß Medard den ersten unverstandenen Liebestraum späterhin vor anderen hübschen Mädchengesichtern wieder schnell und voll-

kommen vergessen hatte. Und jetzt, da Mutter und Schwester ihm den heimlichen Antrag der Lise mitteilten und mit Herz und Mund und Händen auf ihn einsprachen, erschien ihm das Mädchen alt und hausbacken und unbegehrenswert und so fremd, als hätte er es nie gekannt. Er wehrte sich gegen den bloßen Gedanken, es je einmal küssen zu müssen! Und überhaupt stand er nun ja hart vor seiner Militärzeit, die doch vor allem abgedient sein wollte, ehe man an eine Verheiratung auch nur denken durfte. Aber die Mutter und Schwester Mathilde ließen ihn nimmer los und verrieten ihm auch noch, daß Lise auf ihn warte, solange er es nur wünsche. Sie stellten ihm mit vereinten Bitten vor, wie nach dieser glanzvollen Heirat die Familie mit einem Schlag wie ein Turm in der Welt stünde, wie man dem Bernhard die Ankerwirtschaft übergeben und die Schwestern Hermine und Mathilde dann ohne jede Not rechtschaffen aussteuern könnte. Es gab wilde und verzweifelte Kämpfe und Ströme von Tränen, bis Medard endgültig erklärte, daß er eher schlecht und ein Lump werden würde, als dieser Lise auch nur die Hand zu küssen. Der Vater aber hatte ihn damals in seiner ruhigen, sachlichen Art kurz und bündig einen Esel geheißen.

Einige Zeit darauf entschloß sich übrigens der Stiefbruder Bernhard ganz von selber, Rasierer zu werden, um so dem Medard den Weg zur Ankerwirtschaft freizuhalten. Er fühlte wohl, daß Medard

besser dazu taugte. Weil jedoch ein Rasierer auch mitunter Tote rasieren mußte, was der Mutter hinterher siedendheiß einfiel, so wurde Bernhard überredet, auf drei Jahre bei einem kleinen Kaufmann in die Lehre zu gehen. Er wäre auch Schmied oder Küfer oder Maurer geworden, wenn es die Frauen verlangt hätten.

*

Auch während der Militärzeit liefen immerfort glühende Fäden von der Familie zu dem Sorgensohne und künftigen Ankerwirt. Medard hatte es nie gewußt, daß seine Mutter so liebegewaltige, aufwühlende, lebensschwere Briefe zu schreiben vermochte. Denn früher hatte meistens der Vater die Korrespondenz besorgt und seine gemessenen Nachrichten in die Unterländer Klosterschule gesandt. Und nun, da der bisher immer leidlich rüstige Mann in seinem fünfzigsten Lebensjahr plötzlich zu kränkeln begann, nahm die Mutter an seiner Statt in leidenschaftlichen Sorgentönen das Wort. Medard erhielt manchmal Briefe, die er schluchzend und mit geballten Fäusten gegen die Welt und die Vorsehung aufnahm. Es war etwas Grauenvolles und zugleich Wunderbares, mit Gott und der Ewigkeit Verstricktes, wie dieses heimtückische Leiden des Vaters die Familie in immerwährender glühend gemeinsamer Spannung erhielt, bei welcher Welt und Leben und Himmel und Hölle auf dem Spiele

standen, den Ewigkeitsminuten vor einem Gewitter vergleichbar, das nicht gebären kann und doch aller nahen Schrecken voll ist. Als aber Medard einmal in Urlaub kam und auf unsicheren Füßen vor der Bettlade des Kranken stand, der trotz seiner fünfzig Jahre nun so jung und fein und beinahe gelehrt aussah, erklärte dieser ruhig und in einem Tone, der aus einem überirdischen Gleichmut zu stammen schien: „Da siehst's nun, Medard, nun verläuft es bei mir grad wie beim Großvater selig, der sich ebenfalls in seinem fünfzigsten Lebensjahr niedergelegt hat und dann nur noch zweimal aufgestanden ist, das eine Mal zur Bezirksrindviehschau, das andere Mal zum Manöver, bei dem mein Vater selig als Gefreiter-Kanonier mitgewirkt hat. Von da an aber hat er es noch durchgehauen bis in den Juni des nächsten Jahres hinein, wo er sich — es war an einem heißen, ausgezeichneten Heutag — mitsamt der Bettlade gegen alles Widerreden der Familie in den Grasgarten unter einen Apfelbaum hat tragen lassen. Hier lag er dann — ich sehe ihn heute noch vor mir — und schaute den Kindern und Dienstboten zu, die das Heu wendeten und schochten und es pulverdürr und knistrig auf die Wagen luden, und schaute den Gäulen zu, die vor Hitze und Stechmücken an der Deichsel schnaubten und sich in den Kummet hängten, und beaufsichtigte und leitete vom Totenbett aus gleichsam alles und jedes, bis das letzte Hälmchen Heu ver-

sorgt war. Wie aber die Großmutter selig auf den Zehen zu ihm hintrat, hatte er das Sterben bereits überstanden und war schon kalt und kühl und hatte es längst nicht mehr gesehen, wie wir nach ihm hinüberschielten und unter seinen ernsten Blicken unsere Arbeit verrichteten. Ich muß sagen, ich kenne kein schöneres Sterben als das des Großvaters selig, und wenn ich mich nicht vor der Sünde einer hoffärtigen Nachahmung fürchten würde, täte ich es grad so halten und mir das Bett in Scheuer und Stallung und am Ende noch auf die Äcker hinaustragen lassen."

Es war dem Veittinger nicht vergönnt, den Tod des Großvaters zu sterben, aber er traf doch von seinem Dulderlager aus seine Anordnungen wie bisher, sprach vom Laubaufrechen des Salenackers, dessen oberer hitziger, wenig ergiebiger Teil unterm Waldtrauf lag und eine besondere Behandlung verlangte; sprach von einem nassen Zwickel der Brühlwiesen, den man durch eine Rinne zum Hauptgraben entwässern müsse; ließ sich durch die Töchter Hermine und Mathilde über jeden Maulwurfshügel auf der Kreuzwiese unterrichten und diktierte der Mutter die Briefe an den Baseler Großhändler Meili, an den man einen Teil des handgestochenen Torfes mit der Bahn verschickte und dabei sehr gute Geschäfte machte. Kurz, er regierte das Hauswesen in einer so friedereichen, sicheren Art, daß einem der Jammer über sein nahes Ende doppelt

in die Seele stieg und man die Mutter begreifen konnte, wenn sie in ihre Schürze schluchzte, sobald sie die Krankenzimmertür hinter sich hatte.

Die Verlobung der Stiefschwester Hermine, die noch vor der älteren und viel hübscheren Mathilde das Glück hatte, einem Manne zu gefallen, brachte einen erwärmenden, wunderwirkenden Freudenschein ins Haus, der auch den Vater noch einmal neu ins Leben hob. Der Kranke verließ sogar noch einmal auf Wochen das Bett, ging leisen Trittes durch Scheuer und Stallung, auf die Äcker und ins Ried hinaus und trug sich selbst mit dem Gedanken, die saure, sumpfige Brühlmulde dohlisieren zu lassen. Diesmal schrieb die Mutter an Medard einen Brief, der aus einer zwanzigjährigen Hand hätte stammen können. So verwandelt und glücklich war sie. Indessen zeigte sich der Vater doch stark und klug genug, die Hochzeit seiner Tochter tunlichst zu beschleunigen. Vielleicht weil er nicht durch einen unzeitigen Tod ein Glück verzögern wollte. Hermine bekam einen kleinen Beamten mit einem roten gesunden Gesicht und einem starken, etwas hängenden weißblonden martialischen Schnurrbart. Die Hochzeit warf eine ziemlich geräuschvolle, schäumende Freudenwoge in die kleine Ankerwirtschaft.

Aber nicht lange darauf ging der Vater nun trotz aller Hoffnungen still und unerwartet schnell aus der Welt.

Medard saß eines Nachmittags in der fröhlichen Küche des Majors Huck, wo er als Hausbursche einer ältlichen Köchin Handlangerdienste tat, und machte, den Kopf in die Hand gestützt und die Beine unter einem Hocker schwenkend, den Zuschauer bei den Manövern des Stallburschen, der das Mädchen von einer Ecke in die andere drückte und es unter saftigem Schmatzen andauernd abküßte. Da klingelte es, und als er den vom Lachen rotgewordenen Kopf zum Fenster hinausstreckte und auf die sonnenhelle, belebte Straße hinunterblickte, zeigte ihm der Briefträger ein kindisch kleines, schwarzumrandetes Briefkuvert herauf. Er wußte gleich alles. Und er hatte das Gefühl, als wäre soeben ein riesiger Eichbaum mit tausendfachem Krachen niedergestürzt und hätte den Wald und die Welt und ihn selber und alles mit sich gerissen.

Im Innersten gelähmt und vernichtet, reiste er nach Hause.

Und als er dann im blauen Rock am Fußende der gebeizten tannenen Bettstatt stand und die Hände mit den roten Ärmeln an der geschweiften braunen Leiste ankrampfte, schüttelte ihn erst recht der Schmerz über den Verlust dieses Mannes, den er nie ganz verstanden, der ihm immer fremd geblieben, den er aber glühend geliebt hatte, und dessen prachtvolles Leben nun jetzt im Tode noch einmal roch wie eine gewitterzerschlagene Flur, wenn die Luft sich beruhigt und die junge Sonne

darauf fällt: seltsam, stark und wunderbar. Mutter und Schwestern zerflossen in Wehe und krallten sich mit hilflosen Blicken an den Sohn und Bruder. Auch die Verwandten und Bekannten hefteten lastende Augen während des Leichenbegängnisses auf den schmucken blonden Soldaten mit dem Gefreitenknopf und warfen ihm ihre neugierigen Fragen ins Herz: ob er es nun verstände, das Hauswesen wie der Vater im Ansehen zu erhalten? Ob er nun der Eichbaum sein werde, welcher der Vater gewesen war, ob er Mutter und Schwestern schützen werde? Oder ob er nur ein lächerlicher Ableger des verstorbenen Ankerwirts sein werde?

Es war furchtbar, wie diese stummen Fragen ihm ins Mark brannten.

*

Nach dem Militär hatte Medard noch manchen wilden Ansturm auszuhalten. Mutter und Schwester und wer nur einen Mund hatte, wirkten jetzt zusammen, um ihm nun baldmöglichst eine passende Ankerwirtin zu verschaffen. Das Gold der schwarzen Lise war natürlich immer noch nicht vergessen. Dazu kamen die fortgesetzten Bemühungen einer Unzahl unberufener Leute. Der Schirmflicker Klaile im Ort, der neben dem Hauptberuf auf seinen Streifzügen durch die Umgegend auch noch das Schmusen und Kuppeln betrieb, war jetzt ein ständiger Gast, welcher der Mutter und der Schwester

Mathilde in der Küche unterm Rauchdach das Glück auf die Wangen strich und dafür einen Schoppen Bier um den anderen in die lecke Kehle drückte. Alte Weiber raunten, wenn sie ein paar Kreuzerwecken holen kamen, im Hausgang hinterm Schankfenster den beiden Frauen zu und hielten Bauernhöfe und Ladengeschäfte hinter den übernächsten Hügeln feil und verschenkten Königreiche, wenn sie von der Mutter noch ein mürbes Brötchen dareinbekamen. Und beinahe jeder Bekannte, der in der Wirtschaft aus und ein ging, hatte in dieser Zeit beim dritten Schoppen ein bedeutsames Lächeln im Gesicht. „Du, Medard, hör mal. Ich wüßte so was für dich," meinte der eine. „Auf dem Schierenhof stünd eine, grad wie für dich gemacht, Medard. Vier Gäule, hundert Morgen, und nur dreißigtausend Mark Schulden. Das wär' was anderes als dein lausiger „Goldener Anker", den du dann losschlagen oder deiner Schwester Mathilde überlassen könntest," meinte der andere. „Sei kein Kamel, Medard," philosophierte der jeden Abend anwesende alte Kortenbauer, „was einer hat, das hat er, und was einer nicht hat, das hat er nicht. Ein strammer Bröckel wie du macht seine Ansprüche. Verstanden? Und das Weibsbild, das er nimmt, muß ihm seine Wünsche auf dem Präsentierteller dahertragen. Verstanden? In erster Linie aber muß eine gescheit sein und das Rechnen loshaben; denn eine Wirtin, die sich im Rechnen nicht aus-

kennt, ist schon zum voraus verkauft. Und selbst wenn einer dreiundzwanzig Fünfer auf den Tisch hinlegt und dafür lauter Nickel will, muß sie es fertigbringen. Ferner muß sie ein sauberes Weibsbild sein, an dem die Gäste ihre Freude haben können, und nicht eine vierschrötige Hampel, vor welcher es dem Teufel graust; solche gehören meinetwegen ins Kloster oder wo sie sonst hinwollen, aber in kein Wirtshaus. Stolz und hoffärtig aber darf sie gleich gar nicht sein. Eine richtige Wirtsfrau muß sich zu den Gästen hinsetzen und auch einen Spaß vertragen. Und wenn sie einmal ein Gast aus Freude oder aus Versehen in den Arm nimmt oder an die Backen küßt, so schadet das nichts. Das gehört zum Wirtshandwerk wie das Lügen zum Jägerhandwerk. Aber auch mit den Herrenleuten soll eine richtige Ankerwirtin umgehen können. Das verlangt die Bedeutung der Ankerwirtschaft. Und wenn die Frau zum Beispiel grad eben in der Gaststube zehnmal hintereinander „jo, jo" gesagt hat, muß sie im nächsten Augenblick im Nebenzimmer zum Herrengeschmeiß, zum Revierförster und zum Notar und zum Stadtpfarrer „ja, ja" sagen können und einen Anstandsknicks dazu machen können, wenn's verlangt wird. Selbstverständlich aber muß dir deine Frau einen anständigen Haufen Geld mitbringen. Unter sechzig- bis hunderttausend täte ich es an deiner Stelle jedenfalls nicht. Herrgott, so ein Bröckel

wie du, darf ja bloß verlangen. Sei nicht dumm, Medard. Denk an mich; was ich dir sag', muß richtig sein, so wahr ich Kortenbauer heiße. Denn was einer hat, das hat er, und was einer nicht hat, das hat er nicht. Denk an mich."

Es lag wie Gewitterluft über dem Haus, und Medards Verehelichung erhielt eine Bedeutung, die weit über den wirklichen Sachverhalt hinausragte. Es schien fast, als wären das Tal und die Weiher im Umkreis und die Waldhöhen und das gesamte Volk und die beiden verstorbenen Väter und Großväter dabei in Mitleidenschaft gezogen. Und alle die Zeit her gab es kaum ein anderes Problem in der Welt, die bald nichts anderes mehr denn einen Schauplatz heiratsfähiger Mädchen darzustellen schien. Schon um dieser heillosen Spannung zu entrinnen, war Medard bereit, schließlich da oder dort zuzugreifen. Aber leider traf er dabei nie mit den Plänen von Mutter und Schwester Mathilde zusammen. Es gab unselige schwere Kämpfe mit den beiden Frauen. Und es ereignete sich, daß er, wenn er einmal über das Maß getrunken und sein Blut nicht mehr zu bändigen vermochte, mitten in der Nacht mit geballten Fäusten gegen die Türe der Kammer schlug, worin Mutter und Mathilde schliefen, die das Zimmer vor ihm verschließen und ihn mit aufgehobenen Händen zur Vernunft zurückbringen mußten. Auch der Schwager Kasimir warf in dieser Zeit in seinem

und seiner Frau, der Stiefschwester Hermine, Namen brieflich manches flammende Wort darein. Er schrieb ziemlich durchsichtig, daß man etwaige Unklugheiten und Verfehlungen des Medard keinenfalls die übrigen Geschwister entgelten lassen dürfe und deutete an, daß er mit seinem kärglichen Gehalt kaum ohne Zinsen oder sonstige Hilfe in der Großstadt zu leben vermöge, daß aber Hermine bis jetzt noch keinen Nadelknopf außer der Aussteuer bekommen habe. — Die vielerlei Pläne, die durch Medards Kopf brausten, verursachten ebenfalls einen ungemütlichen Sturm um den andern. Aber trotz aller heißen, zornigen Schwestertränen Mathildens und trotz des bitteren Salzes, das die Mutter vergoß, ward schließlich doch ein recht ansehnlicher Anbau an die Scheuer ausgeführt und ein neuer Viehstall in dessen unterem Teile eingerichtet, und ward der alte Stall frisch gepflastert und in einen Gaststall umgewandelt. Desgleichen wurde jetzt der langgenährte Lieblingswunsch, einen Weinhandel neben der Schenkwirtschaft her zu betreiben, mit einem Male selbstherrlich durchgeführt. Und nun rollten die Fässer im Kieshof vor der Wirtschaft zum „Goldenen Anker", groß wie Weltkugeln in den Augen der beiden Frauen, und die Küfer hieben und hämmerten darauf los, als schlügen sie die Werbetrommel für den Gott Bacchus, und als müßte nun in Bälde das weite Oberland in lauter Unterländer Wein schwimmen.

Mathilde hielt sich die Ohren zu vor Angst und Ärger. Die Mutter aber stahl sich in einen Kammerwinkel und weinte und betete. Wenn der Veittinger selig das noch hätte mit ansehen müssen! Sie war untröstlich vor Schrecken. Aber Medard war gleichwohl ihr Kind und war das Abbild ihres ersten Mannes Rombold, den sie trotz allem, was vorgefallen und trotz aller Leiden, die sie seinetwegen hatte durchmachen müssen, als ihre erste, einzige und wahre Liebe über den Tod und den zweiten Mann hinaus bei sich trug. Sie hatte ja den Veittinger geachtet, wie man nur je einen achtbaren Mann achten kann, und hatte ihn geliebt, wie nur Vernunft und Religion und Dankbarkeit es geboten, allein jene große, selbstlose, einzige Liebe, die nicht mehr nach Gründen fragte und keiner Vernunft mehr diente, hatte dem Rombold, dem Vater Medards und Mathildens, gehört. Unwiderruflich und unverletzlich. Dies hatte sie nie verbergen können. Der verewigte Veittinger hatte selber einmal während seiner Krankheit zu ihr gesagt, daß sie in der Ewigkeit drüben sich nicht unnötig zu opfern brauche, daß er in alles und jedes hineinsehe und daß er darum, wenn es ihm in den Himmel lange, dort Witling bleiben werde, um dem Rombold das zu lassen, was ihm seit Anfang gehöre. Sie hatte ihm damals schluchzend widersprochen. Doch der kluge Veittinger hatte sich nicht beirren lassen und war bei seinem Wort geblieben, wenn er

auch dabei ein Tröpfchen Feuchtigkeit mit dem Zeigefinger aus dem Augenwinkel wischte. Das alles lebte nun in furchtbarer Angst vor ihr. Medard würde sicher noch wie sein Vater selig an dem eigenen ruhelosen Blute zugrunde gehen. Sie mußte ihm mit aller Seele wehren, aber sie durfte ihm nicht fluchen. Dies aber war gewiß: wenn sie in diesen hochwogenden, furchtbaren Zeiten Mathilde nicht bei sich gehabt hätte, hätte sie dieselben ein zweites Mal nicht ertragen. Auch Medards Vater hatte damals im großen Stil seine Sache begonnen, die dann mit Schulden und Trunk und allen Schrecken geendigt hatte. Und nun folgte ihm der Sohn auf dieselben unseligen Wege. —

Um den begonnenen Weinhandel mehr in Flor zu bringen, schaffte sich Medard zuerst ein Fahrrad, dann ein Motorrad an. Damals hätte nicht viel gefehlt, und Mathilde wäre in den Brühlweiher gesprungen. Die Mutter hatte nur zu wehren und Blut gegen Blut zu verteidigen. Schließlich mußte sie sogar noch das Motorrad gegen den Schwager Kasimir verteidigen, der bei dieser Gelegenheit schrieb: Motorräder hätten nur Grafen und Barone und Leute, die in den Konkurs fahren. Nur Bruder Bernhard war wie immer der einzige Friedvolle, Ruhige und Genügsame, der zu dieser Angelegenheit in einem seiner wohltuenden schlichten Briefe meinte: Die Sache sei durchaus nicht so schlimm

und das Motorrad werde schon noch seinen Nutzen stiften. Medard sei eben einmal der kommende Ankerwirt, dem man den eigenen Kopf nicht nehmen dürfe. — Ihm selber gehe es wie immer recht gut. Neulich habe er allerdings wieder einmal drei Wochen wegen seines alten Übels im Spital gelegen, wo er aber sehr gut aufgehoben gewesen sei. Jetzt stehe er wieder gesund und munter auf den Beinen, und weder Mutter noch Geschwister sollen sich um ihn irgendwelche Sorgen machen.

Es war nur der natürliche Gang der Dinge, daß Medard auch nach außen hin mehr und mehr in den Vordergrund trat und schließlich das Anwesen, das nominell immer noch der Mutter gehörte, vollkommen vertrat. Handwerksleute, Händler und Reisende und alle, die im Anker zu tun hatten, wandten sich allmählich ganz von selber nur noch an Medard, der ausschließlich herrschte und regierte, während die Mutter demütig zurückstehen und den Beutel aufmachen durfte. Auf die Länge waren solche Zustände nicht zu halten.

Viertes Kapitel

Eines Tages fuhr Medard mit der Nebenbahn in die Bezirksstadt und von hier aus in ein größeres Gehöft zu der Hochzeit eines Wirtes, der ihm jährlich achtzig Liter Wein abnahm.

Der Tag war warm und lockend. Ein kräftiger Sonnenwind wühlte mit verliebten Fingern in den runden Kronen der Bäume und schwang sich berauscht über die weiten, wogenden Ährenfelder hin, auf denen schon der Goldhauch naher Reife lebte, und verquirlte sich im weißen Flor der Kartoffelstauden.

Es saß allerlei Volk im Zuge, welches das schöne Wetter benutzte, ins Freie zu kommen.

Medard hatte eine feurige Rose im Knopfloch und trug einen ziemlich städtischen Strohhut. Auf der freundlichen Wölbung seiner beblümten Weste aber glänzte die schwere, reiche Goldkette seines seligen Vaters, des Ankerwirtes Xaver Rombold. Er erfreute sich heute, wo alle Felder von froher Hoffnung redeten, eines wohltuenden seelischen Gleichgewichts, eines jugendhellen Auflebens, das sich seinem Antlitz und seinen Augen mitteilte.

Und er war zu diesen Stunden so recht veranlagt, alles Schöne und alles, was lieblich angeflogen kam, ganz besonders warm und herzhaft aufzunehmen. Es befanden sich auch einige hübsche

Mädchen im Zug, die er, angenehm berührt, betrachtete und von denen er heute vielleicht sogar die eine oder andere seiner Mutter und der Schwester Mathilde zuliebe in der äußersten Not hätte zur Ankerwirtin erheben können. Nun aber gesellte sich zu denen, die schon dasaßen oder aus- und einstiegen, plötzlich eine Gruppe von drei Damen, deren Erscheinen den Tag gleichsam umstülpte und für alle Zukunft entscheidend machte: eine stattliche Frau, wohl kaum schon vierzig, und ihre beiden Töchter, ein bildschönes blondes Fräulein von etwa neunzehn Jahren und ein reizender Backfisch mit bloßem Hals und Maschen im Haar. Medard hatte seine erste Betroffenheit wohl allzu deutlich geäußert und seine Augen gar zu laut sprechen lassen; denn zu seiner nicht geringen Scham wechselte das Fräulein, wohl um seinen Blicken zu entrinnen, nach einer Weile den Platz und bot Medard den Rücken, ohne indessen die Mutter oder den Backfisch den Grund davon merken zu lassen. An der nächsten Haltestelle aber stiegen die Damen bereits wieder aus.

Medard verfolgte sie noch lange mit den Augen. Und er fühlte es heute, daß er entweder niemals heiraten würde oder aber diese Einzige lieben und ehelichen werde. Die Damen spannten ihre Sonnendächer auf, und der Backfisch hängte sich an den Arm der Mutter. Da wandte sich das Fräulein plötzlich noch einmal um und sandte dem jungen

Ankerwirt einen raschen Blick herüber, der ihm wie ein wildes Feuer ins Herz einbrach.

Medard vollführte eine etwas linkische Bewegung, die als Verbeugung gelten sollte, und erhob noch, als es übrigens bereits zu spät war, wie zum Abschied die winkende Hand, bis ihm der enteilende Zug die drei Gestalten entriß und das brandrote Sonnendach des blonden Fräuleins vom Grün einer ärgerlichen Baumreihe eingeschluckt wurde. Mit einem frohen Ruck aber stellte sich der wie von einem jähen Glück getroffene Schöckbucher Wirt jetzt auf die Beine und stopfte die Fäuste in die Taschen, gleichsam um die eigne ausbrechende Kraft niederzuhalten. Es war ihm, als sänge ihm das Blut vor Jubel. Und als nun der Zug in eben diesem Augenblick durch ein längeres Tunnel donnerte, wo sämtliche Fahrgäste die Fenster schlossen, ließ er das seinige offen und stieß durch die hohlen Hände wie durch ein Frühlingshorn ein unbändiges Gebrüll von Lust und Kraft und Lebensmut in den Lärm und das Dunkel hinein. Nun mochten die Mutter und Mathilde wohl noch zufrieden werden! Er glaubte den Augen begegnet zu sein, die für sein Leben entscheidend würden.

Auf der heutigen Wirtshochzeit erschien der junge Rombold wie ein Günstling des Glückes; so frohgemut und aufgeräumt und liebenswürdiger Laune war er. Der Notar der Bezirksstadt kaufte dem Schöckbucher Gastwirt, der seine Tochter so

ritterhaft im Tanze schwang, vier Wagen Torf ab. Ein Marktwirt bestellte von dem fröhlichen Kollegen einen Eimer roten Untertürkheimer. Ein Rentner wünschte sich ein Fäßchen Heilbronner Riesling. Und schließlich kam der ganze engere Hochzeitskreis darüber überein, am kommenden Sonntag zu einem Nachfest im Anker zu Schöckbuch, wo ein so lustiger Wirt waltete, einzufallen. — Am anderen Morgen aber schrieb Medard seinem Jugendfreund, dem Bezirksvorstand in der Stadt, dem ehemaligen Sigele, einen Brief, worin er ihm in glühenden Zeilen sein jüngstes Erlebnis mitteilte und ihn bestürmte, ihm die Adresse der drei geschilderten Damen zu verschaffen und ihm mit Rat und Tat zu seinem Ziel zu helfen.

Fünftes Kapitel

Gib dem Werben nun die Ruhe.
Siehe doch, wie allenthalben
Seit der gottgeweihten Fruhe
Hoffnungsfrohe süße Schwalben
Hoch in blauen Himmeln schwimmen
Und die goldgeschönten Immen
Feurig deine Blumen küssen.
Und ich soll verschmachten müssen,
Der ich an der Quelle liege
Und die schönste Hoffnung wiege?
Gib den Frieden nun dem Werben.
Einmal küssen nur, dann sterben.

Zum wievielten Male sang er nun am Klaviere des Freundes Engelbert dieses wehmutvolle Lied?

Es war eine Gunst des Schicksals, daß die Amtswohnung des Freundes und Bezirksvorstandes in der nämlichen Straße lag, in welcher sich auch das Haus der Frau Geometer Munk angenehm wohlhabend aus seiner nächsten Umgebung heraushob. Aber es war ein Mißstand, daß noch vier überflüssige Häuser dazwischen sich breit machten und man nur von einer unbequemen Bühnenluke aus das aus rotem Backstein erbaute Gebäude erhaschen konnte, und daß man auch von hier aus nicht viel

mehr erreichte, als den hölzernen Balkon mit etlichen Jagdbildern auf runden Holzscheiben, auf denen Medard mittels eines Opernglases ins Schilf einfallende Wildenten, ein äsendes Reh und anderes Wild unterschied. Von Paulas Schlafzimmer sah man noch einen von einem Rebengeranke umrahmten Kreuzstock, von dessen Fensterbrett rote, durch dunkelviolette Petunien beruhigte Geranienflammen herüberschlugen. Und vom Garten herüber grüßte eine hohe Birke mit silbernem Leib und wehendem zarten Gelocke. Paula selber erblickte man leider so gut wie nie. Wenn sie sich aber einmal etwa an dem weinlaubumrahmten Fenster auf eine kurze Sekunde blicken ließ, dann träumte sie in den Himmel hinaus oder schaute über die Birke und den Garten hinweg, aber nicht zur Dachluke des Bezirkskönigs herüber, wo Medard wie ein Habicht mit vergehenden Blicken auf einem Haufen Schwartenbündeln hockte und seine Sehnsucht verströmte. —

Den Freund Engelbert hatte das Schicksal eigentlich doch recht lieblich geführt; er besaß ja wohl gute Staatszeugnisse und gehörte derselben Verbindung an wie der Herr Justizminister, aber es war immerhin eine Seltenheit, daß einer in so jungen Jahren zur Bezirksspitze aufstieg. Jedenfalls konnte der Besitz einer schönen, jungen und dazu vermöglichen Frau schon gar noch aus einer noch so ausgezeichneten Staatsprüfung abgeleitet

werden. Oder vielleicht am Ende doch? Denn nachdem Engelbert einmal die Bezirkshauptmannschaft innehatte, hatte Frau Klara ja gut schwören, daß sie ihn auch geehelicht hätte, wenn er ein bloßer Handwerker oder ein Ziegenhirte oder noch weniger gewesen wäre.

„Auch wenn er der Ankerwirt gewesen wäre?" fragte Medard mit einem tiefen Seufzer.

„Aber ganz sicher," schwur Frau Klara.

Engelbert küßte seine Frau stürmisch, nahm sie wie ein Kind auf den Arm und trug sie vor dem unglücklichen Ankerwirt im Eßzimmer umher, an den teuren Möbeln und den schöngerahmten, wertlosen Wandbildern vorbei.

Medard floh durch die Türe und warf sich im sogenannten Empfangszimmer platt auf den Bodenteppich nieder.

„Was hast du denn, Mensch? Was hast du?" lachte Freund Engelbert.

„Ich kann es nimmer mitansehen," schnob Medard und preßte die Stirne auf seine Fäuste, „ich komme noch ins Irrenhaus, wenn ich noch lange hier bin."

„Sie müssen sich eben auch ein wenig rühren," sagte Frau Klara teilnehmend.

„Heute bin ich wieder dreimal umsonst an ihrem Hause vorbeigestapft," entgegnete Medard und ließ den Kopf hängen.

„Ich bin seinerzeit noch viel einfältiger ge-

wesen," lachte Engelbert und küßte seine Frau wieder.

„Du hast gut reden," knirschte Medard. „Herrgott, ich glaube, ich erschieße mich noch." —

An einem der nächsten Abende schon erschien die Frau Geometer Munk mit ihren Töchtern, einer sorgfältig ausgeklügelten Einladung der Frau Klara folgend, im Hause des Oberamtmanns.

Medard wußte nichts davon.

Die Damen saßen bereits der Ortssitte entsprechend bei Tee und Wurst am Tisch und plauderten, als die beiden Herren etwa eine Stunde später von einer Wanderung um einen nahegelegenen wildentenreichen See zurückkehrten und der Herr Oberamtmann seinen Gast vorstellte. Nun lag doch plötzlich eine unbehagliche Schwere im Raum. Und man hatte das Gefühl, als wäre etwas geschehen, das nicht hätte geschehen sollen. Medard kam sich wie ein Eindringling vor, und sein Gesicht ward rot und dunkel. Und Paula, die noch eben der Frau Oberamtmann so bestrickend herzlich zugelächelt hatte, ward nun unsicher und verlegen, so daß sie es beinahe bereute, dem neuen Gaste heute morgen für seinen Gruß vom Fenster aus flüchtig gedankt zu haben.

Es war noch ein Glück, daß sich wenigstens zwischen Medard und der Frau Geometer Munk gleich von Anfang an eine gewisse wohltuende Sympathie herstellte, wenn auch eine leise Abwehr

gegen etwas Kommendes in den Mienen der stattlichen Frau nicht zu verkennen war. Aber das erkannte der Ankerwirt schon bei der ersten Begegnung sicher: dieser wohlwollenden stattlichen Frau konnte er ein Schwiegersohn sein, wie er nur gewünscht wurde, und er konnte sie lieben wie nur ein Maler neben der Herzliebsten eine schöne Frau liebt. Schließlich ergab sich doch noch eine recht angeregte, angenehme Unterhaltung. Freund Engelbert zeigte seine hohe Würde heute in der sonnigsten, liebenswürdigsten Form und bot alle Beredsamkeit auf, die Gäste in froher Laune zu erhalten.

Frau Klara setzte sich zwischenhinein wieder ans Klavier und sang Volks- und Liebeslieder, die ihr immer so wundervoll innig aus der Seele gingen.

Und Rösle, der Backfisch, lachte, so oft es nur etwas zu lachen gab.

Medard vertiefte sich mit Frau Munk eine gute Weile hindurch in ein Gespräch über das Landleben und die Landwirtschaft und erfuhr zu seiner Genugtuung, daß die Frau Geometer ihre Heimat gleichfalls auf einem Bauernhof hatte, wo sie auch ihre Jugend verbracht, bis ihr nun seliger Gatte sie dann in die Bezirksstadt weggeholt hatte.

Nun gelang auch dem verliebten Ankerwirt allmählich das eine oder andere Scherzwort. Er erzählte Fräulein Paula, die an seiner Seite saß, in ungezwungener Weise dieses und jenes aus seinem

Leben. Und einmal schwebte schon für flüchtige Minuten lang die berauschende Lust zwischen ihnen, als ob sie nun bereits treu und sicher und für immer zusammengehörten und als ob sie nun bloß noch allein sein müßten, um das alles einander sagen zu dürfen. Als man jedoch spät in der Nacht aufbrach, schien die Liebessache wieder nicht viel weiter zu sein als am Anfange. Frau Munk hatte beim Abschied aufs neue wieder jenes fast bittend Abweisende in ihren Zügen. Und Paula legte ihre wundervoll weiche, innige Hand so zag und fremd in die Medards, daß er plötzlich wieder alle Hoffnung verlor. Nur Rösle, der frische Backfisch, sagte ihm keck und herzlich und gleichsam im Namen der nächsten Zukunft Gutenacht.

Medard war matt und elend die ganze Nacht hindurch. Und am anderen Morgen bestieg er weder die Dachluke noch schritt er am Hause der Frau Munk vorbei, sondern stiefelte schwermütig zum anderen Ende der Bezirksstadt hinaus, die Blicke zu Boden geschlagen, ohne ein Fünkchen Hoffnung im Herzen.

Als er aber um zwölf Uhr zu Tisch erschien und seine sofortige Abreise nach Schöckbuch kundgeben wollte, hatte Frau Klara schon wieder einen neuen Faden gesponnen.

Auch Engelbert, der vergnügt von einem offiziellen Frühschoppen heimkam, warf den Hut auf einen Sessel und fiel den Freund sogleich an:

„Grade bin ich an der schönen Paula vorbeigekommen. Sie stand im Garten unter lauter Rosen und Glaskugeln und war reizend wie nur je einmal."

Medard veratmete einen herben Seufzer.

„Ich erzählte ihr gleich von deiner Niedergeschlagenheit und Liebesnot," berichtete Engelbert.

„Herrgott, das hättest du besser unterlassen!" fuhr Medard heftig auf und schlug mit der Faust so derb auf die Sofalehne, daß im Angesichte der Frau Klara ein peinliches Staubwölkchen davon wegwirbelte.

„Getan ist getan," lachte Engelbert. „Ich habe sie sogar noch gefragt, ob ich keinen Gruß an dich weitergeben dürfte."

„Und was hat sie darauf geantwortet?" fragte nun Medard mit gestrafftem Oberkörper und ohne die Lippen wieder zu schließen.

„Ich solle nur einen schönen Gruß sagen, hat sie mir aufgetragen."

„Wie hat sie es gesagt?" drang Medard in den Freund. „War sie spöttisch dabei? Oder wie war sie? Sprich!"

„Sie war, wie sie immer ist: nett, lieb, bescheiden und etwas scheu. Und wenn ich mich nicht täusche, was ich sehr ungern tue, hat sie sich bereits ordentlich in dich verguckt."

„Wenn ich nur auch damals der Klosterschule nicht den Rücken gekehrt hätte und etwas Rechtes geworden wär'!" grämte sich Medard. „Wie kann

ich auch verlangen, daß ein solches Mädchen einen Ankerwirt zu Schöckbuch zum Mann nehme. Der bloße Gedanke daran ist lächerlich. Aber ich bringe mich sicher noch um, wenn sie es nicht tut. Du lieber Gott im Himmel, wer hätte das je geglaubt? Ich schäme mich wie ein Kind; aber es hilft nichts, es hilft nichts." Er ließ sich dumpf auf einen Sessel niederfallen und verdeckte sein Gesicht mit den Händen. —

Frau Klara geriet schließlich in eine regelrechte Spannung in der Sorge um die neue Liebe. Sie war allmählich beinahe selber mit Medard in diese schöne liebesscheue Paula verliebt und erzählte wirklich zum Überfluß und nur zur Vermehrung der Leiden des Freiers von ihrem blonden vollen Haar, von ihren klaren blauen Augen, und schwor, daß sie auf weiter Welt noch nichts Köstlicheres gesehen habe als das wunderbar reine Weiße in Paulas Augen. Sie wog das schöne Vermögen, das Paula einmal mitbekommen werde, und goß auf jede Weise Öl ins Feuer. Auch dem Ankerwirt selber wurde sie immer freundschaftlicher zugetan und fing an zu begreifen, warum ihr Mann gerade diesen unruhvollen Wirtssohn als den im Grunde einzigen Freund erlesen und durch alle die Jahre herauf und trotz aller gesellschaftlichen Gegensätze behalten hatte. Sie hielt Medard immer wieder zurück, wenn er im Liebestrotz plötzlich heimfliehen wollte, und machte aus

den geplanten drei Besuchstagen zehn und schließlich fünfzehn.

Aber gleichwohl wollte die Liebessache nicht vorwärtsrücken. Ein Anstandsbesuch bei Frau Munk, zu dem Frau Klara drängte, brachte nicht viel Erfolg. Und ein geselliger Abend im Garten der Frau Geometer warf die Wogen eher wieder zurück.

Trübselig, gedrückt und leer bis zum Grunde fuhr Medard schließlich nach Schöckbuch mit dem Irrsinn im Herzen, nun doch noch die schwarze Lise zu heiraten und als Ehemann die Mägde und Kellnerinnen zu küssen. Der schönen Paula aber sandte er einen Brief, in welchem er noch ein letztes Mal sein ganzes Unglück niederlegte und mit der Bitte um Nachsicht und Verzeihung auf alles Glück verzichtete. —

Da traf nach einer furchtbaren Woche eine Ansichtskarte mit einem Gruße aus Paulas Hand ein.

Medard vollführte damals einen Luftsprung wie ein junger Ziegenbock. Auch Frau Klara schrieb nicht lange darauf ein Wort des Trostes nebst allerlei Anspielungen und lud den Ankerwirt in ihrem und Engelberts Namen zum Stiftungsfest eines Sängerkranzes ein.

Medard folgte der Einladung nicht.

Als er aber vom Jubelfest her eine von beiden Familien unterzeichnete, grußbeschwerte Festkarte empfing, strömte er sein Herz in einem langen, glühenden, wilden Briefe an Frau Munk aus und

schrieb auch, daß er an dem Tag, wo Paula einem anderen ihre Hand schenke, sich eine Kugel in den Kopf jagen werde.

Auf dieses liebeswilde Schreiben hin kam nach einigen Tagen ein kleines, schlichtes Briefchen von Paula.

Medard stahl sich mit dem Kleinod aus der Stube fort und setzte sich ins Gartenhaus unter dem alten Nußbaum. Hier öffnete er das Kuvert und las:

„Lieber Herr Rombold!

Ihre Zeilen haben mir sehr wehe getan. Wie gerne wollte ich Ihren Wunsch erfüllen! Aber mein Herz ist noch so jung und auf einen so ernsten Schritt so wenig vorbereitet, daß ich heute noch niemand ein Versprechen zu geben vermag. Ich bitte Sie herzlich, mir meine Freiheit wiederzugeben und mir wegen meines aufrichtigen Wortes nicht böse zu sein.

Es grüßt Sie herzlich Ihre Sie aufrichtig schätzende

Paula Munk."

Medard preßte das weiße, unselige Blättchen an die Lippen und ließ die Tränen über die vollen Wangen kugeln, Welt und Leben und sich selber und alles verwünschend. Er kam erst wieder zu sich selber, als er durch wohlbekannte, schwere, schlürfende Tritte, die sich dem Gartenhaus, wo er auf der

regenfeuchten Bank klebte, näherten, in seinem Elend aufgestört wurde.

Der Kortenbauer war in gewichsten Rohrstiefeln und den Filzhut im Nacken vom Markt im Städtchen heimgekehrt. Er setzte sich wichtig und geheimnisvoll zu Medard an den Tisch, zog die runzlige Stirnhaut auf und ab, zündete die Pfeife an und bewegte während des Ansaugens das linke Augenlid im Takte mit und sagte: „So, Herr Ankerwirt, nun weiß ich dir aber eine. Verstanden? Eine blitzsaubere, stramme, fesche. Verstanden? Zwar hat sie bereits ein kleines lebendiges Anhängsel von ledig her, aber das macht nix; denn dafür hat sie Batzen die Masse, sag ich dir. Verstanden?" Er entzündete die Pfeife noch einmal und hob das Streichholz hoch, so daß sein wetterfestes, gerötetes, rasiertes Antlitz ganz hell und seherisch wurde. „Wenn du diesmal nicht anbeißt, bist du der dümmste Kerl, der auf Gottes Erdboden herumläuft. Mehr sag ich nicht. Verstanden?" Dann wandte er sich an die Mutter, die ihm eben einen Schoppen Bier auftrug und mit der Schürze die vom jüngsten Regensturm auf den Tisch gesäten Nußbaumblätter fortstreifte: „Habe ich recht oder nicht, Frau Veittinger? Ist das eine richtige Wirtschaft ohne Wirtin?" Die Mutter berührte den Sohn mit kummervollen Blicken und verschluckte einen tiefen Seufzer.

*

Auf Frau Klaras Antrieb hin unternahmen die immer enger befreundeten beiden Familien der Bezirksstadt eine Tageswanderung auf den drei Wegstunden von Schöckbuch entfernten Hohkreuzturm, der, von einer Pionierabteilung aus Stämmen und Knüppeln erbaut, sich inmitten eines ausgedehnten rauschenden Buchenwaldes auf dem Hohkreuzwalle erhebt, wo auch in einem gegen die Talebene vorspringenden freien Rasenrund eine einsame, liebliche Wallfahrtskapelle mit weithin flimmerndem Kreuz auf einem blaßgrün bedachten Türmchen steht.

Im Einverständnis mit Frau Munk und Fräulein Paula telephonierte Engelbert dem Freunde Medard, der in einem Rausch von neuer Jugend und Hoffnung von der entgegengesetzten Seite aus die langgezogene Waldhöhe und den Hohkreuzturm gewann. Da Engelbert die Wegstrecke von Schöckbuch bis zum Aussichtsturm unterschätzt und dem Ankerwirt zu wenig Zeit zugeteilt hatte, kam dieser etwas verspätet an. Die Herrschaften hatten die Turmbesteigung und den Genuß der Rundschau schon hinter sich und waren bereits wieder auf dem Rückweg begriffen, als Medard eintraf. Aber Frau Klara machte gleich den Vorschlag, unter Medards Schutz mit den beiden Fräulein den Turm noch einmal zu erklettern, indessen der Herr Oberamtmann die Frau Geometer Munk auf der Birkenbank neben der Kapelle behüten

und unterhalten sollte. Der Antrag ward lächelnd angenommen.

Paula, die heute besonders jugendfrisch und schön und wie von einem kommenden Glück geheimnisvoll berührt aussah, trug ein lichtes, mattblau gestreiftes Kleid, braune Schuhe und Strümpfe und einen hellen Strohhut mit glühroten wundervollen Rosen.

Als der Turm erklommen war, sangen Frau Klara und Rösle allerhand Triller in die Luft hinaus und in die grüne Flut hinein und sandten dem Gemahl und der Mama ein wiederholtes Halioho zur Kapellenbank hinunter. Dann hub Frau Klara in einem plötzlichen Einfall an, das alte Sehnsuchtslied zu singen, das Medard so oft im Freundeshause gesungen hatte. Medard war wie übernommen, und auf einmal flog seine Stimme ganz von selber mit, strebte ins hochgebaute Blau hinein, nach den gottvollen Fernen hinaus, allen blitzenden Dingen zu, über das Silber der Seen hinweg, und fiel hallend in den großen grünen Dom hinunter.

Gib dem Werben nun die Ruhe.
Siehe doch wie allenthalben
Seit der gottgeweihten Fruhe
Hoffnungsfrohe süße Schwalben
Hoch in blauen Himmeln schwimmen
.Und die goldgeschönten Immen
Feurig deine Blumen küssen.
Und ich soll verschmachten müssen,

Der ich an der Quelle liege
Und die schönste Hoffnung wiege?
Gib den Frieden nun dem Werben!
Einmal küssen nur, dann sterben.

Paula lehnte träumend an der Brüstung. Immer weiter singend, hatten Frau Klara und Rösle unvermerkt den Turm verlassen. Und Medard hatte das Lied, ohne sich um die anderen zu kümmern, noch einmal allein gesungen. Aber da nun die Töne verhallten, entdeckten die beiden plötzlich, daß sie allein waren. Und eine seltsame Weihe ging durch den Raum.

Da legte Medard den Arm leise um Paulas Schulter. Und als er nun ihre Tränen perlen sah, umschlang er sie in einem langen, tiefen, seligen Kusse.

Sie sprachen kein Wort. Aber ihre Gesichter glühten, und ihre Tränen tropften ineinander. Es war ein Glück weit wie das schöne Land und tief wie der gottvolle unendliche Himmel.

„Es werden Berge zwischen unsere Liebe treten,“ sagte Medard wie in plötzlicher Ahnung.

„Ich weiß es,“ sagte sie leise.

Da umarmte er sie wieder und trank alles Glück ihrer Seele.

„Halioho!“ riefen Frau Klara und Rösle von ferne.

Die beiden schraken zusammen.

Paula ordnete ihr Haar zurecht, und Medard

machte eine Verlegenheitsbewegung. Dann stiegen sie eilends die vielen Stufen hinab.

Frau Munk aber las ihnen gleich alles aus den Augen. —

In einem nahen Dorf kehrte die Gesellschaft in einer Schenke ein.

Und wo ein Glück ist, läßt das Fest nicht lange auf sich warten. Medard strahlte vor innerem Jubel. Zum Schlusse wurde auch noch getanzt. Und als Medard einmal die Frau Munk aus Engelberts Händen, der ein schlechter Hupfer war, empfing, und sie so bereitwillig und schön und mütterlich an seinem Arm hing, glaubte er seines Glückes sicher zu sein. „Darf ich Ihnen in einiger Zeit eine große Herzensbitte vorlegen, Frau — Mama?“ fragte er heiser.

„Es wird sich nicht mehr vermeiden lassen,“ gab sie ihm mit sorgenden Mienen fast traurig zur Antwort.

Zweites Buch

Erstes Kapitel

Fähnlein wehen	Auf wirren Zehen
Flatternd hinaus,	Schleicht ein Gebraus
Und Freuden gehen	Grinsender Wehen
Im Reigen ums Haus.	Zum Tempel hinaus,
Diese hohen Jugendwonnen	Sterbend in der goldnen Sonnen,
Sind ein ganzes Leben wert.	Die den ganzen Qualm verzehrt.

Wird es sich drehen?
Wird uns der Schmaus
Jählings zergehen
In Tränen und Graus?
Trinkt die aufgeschlossenen Bronnen,
Ehe sich die Zeit verkehrt.

Noch nie war der Winter in Schöckbuch so lange gewesen wie in diesem Jahr. Aber schließlich hatte der Frühling doch kommen müssen. Auch die Maurer, Gipser, Weißputzer, Anstreicher, Lackierer und Schreiner hatten nach den üblichen Verhinderungslügen zuletzt doch ihr Wort halten müssen. Und nun prunkte die junge Sonne auf den blühend getünchten Gebäuden des Anwesens zum „Goldenen Anker", auf der reichverschnörkelten Inschrift „Gast- und Tafernwirtschaft von Medard Rombold", auf den frischgrünen Läden mit den gemalten, scharlachenen blumentreibenden Herzen,

auf den vergoldeten Gittern der Blumenbretter, wo die Mutter ihre weitum bekannten schönen Blumen aufzog: wundervolle Nelken, die Leiden-Christi-Blume, das Eisenbahntäschchen, Kapuziner, Judenbändel, prachtvolle Geranien und anderes. Das rotlackierte Gartenhaus unter dem alten Nußbaum wuchs jetzt wie eine ungeheure vollblühende Rose aus dem Rasen. Das Taubenhaus vollends, welches im hinteren Hof zwischen Wohnhaus und Scheuer auf einer Holzsäule ruhte und bis auf die Dachrinne ein treues Abbild der Wirtschaft darstellte, wirkte nun, da sich hier die Farben so nahe zusammendrängten, wie ein gemaltes Juchhe und Juchhei.

Der Tag der Hochzeit war schön und hell wie nur einer. Und der Himmel wölbte sich groß, blau und seiden über der Welt.

Schon in der Frühe fanden sich die Nachbarn und die gesamte Schöckbucher Schuljugend zur Morgensuppe im „Goldenen Anker" ein, wo ein jedes Kaffee und mürbes, weinbeergespicktes Gugelhopfbrot hinunterwürgte, soviel nur die Kehle verschaffen konnte.

In der Schlafkammer oben mühten sich Mama, die Mutter, Mathilde und Hermine und eine Nähterin um den Aufputz der Braut, die, von den anderen angesteckt, immer wieder heftig weinte, vor Glück und vor Bangen.

Als Medard sie dann aus den Händen der Frauen

empfing und ihren bebenden Körper in den Armen hielt, erschien sie ihm nun fast wie ein Opfer.

Der Kutscher fuhr, weil die Gäule nicht still blieben, unruhig im Hof auf dem knirschenden Kies umher.

Da schob Medard seine Braut sanft dem Ausgang zu. Die Mutter, Mathilde und auch Mama hielten sich nun doch ziemlich tapfer.

Nur die Stiefschwester Hermine zerfloß in nicht endenwollenden, lauten Tränen. Ihr Mann, der Schwager Kasimir, tat einem in seiner nüchternen Auffassung der Ereignisse jetzt ordentlich wohl. Er dirigierte in sichtlichem Vergnügen die Morgensuppe, die Auffahrt zur Kirche und alles andere mit lauter, kräftig nachhallender Stimme, die auf sehr gesunde, tüchtige Lungen schließen ließ. Dazwischen trank er wieder ein Glas Wein, der heute so billig aus dem Hahnen floß, und nun trat er eben, ein halbes heißes Saitenwürstchen in der Hand, aus der Küche und sagte: „Gut so. Das Brautpaar kann abfahren.“ Darauf wandte er sich zu den Frauen: „Um ein Uhr zehn Minuten trifft Bernhard mit dem Zug ein und wird von mir und seinem Brautfräulein Senze abgeholt werden; auch die Magd kann mitgehen, für den Fall, daß er viel Gepäck bei sich hat.“

Hermine brachte ihm jetzt den Seidenhut und die Handschuhe. Er rieb sich mit dem Taschentuch das Fett von den Lippen und Fingern, zog seinen

gewaltigen strohblonden Schnurrbart zurecht und meinte in gedämpftem Tone: „Dieser neue Herr Vetter Eberhard, den kennen zu lernen ich soeben die Ehre hatte, ist ein ekliger Dinger. Der benimmt sich wie ein Kronprinz und hat dabei auf seiner Mühle und seinem sogenannten Rittergut heidenmäßige Schulden. Paulas Mutter, die Frau Geometer Munk, hat ihr gesamtes Vermögen bei ihm untergebracht, wie ich eben so im Vorbeigehen erfahren habe. Er zahlt ihr allerdings fünf Prozent." Kasimir stülpte den Seidenhut auf und stellte sich mit seiner Frau noch mehr abseits, so daß nun plötzlich vom farbigen Oberlicht der Haustüre ein seltsamer, gelber Schein auf sein gesundes Antlitz fiel und es fahl und krank machte „Ich sage dir bloß, da heißt es auf der Hut sein. Ich werde dem Schwager Medard so gelegentlich ein Wörtchen ins Ohr flüstern. Denn das wäre ja eine nette Geschichte, wenn der Mensch eines schönen Tages —" Er mußte plötzlich abbrechen, da der Herr Vetter Eberhard gerade mit verdrückten Augen und leisem Spott um die peinlich ausrasierten Mundwinkel die Treppe herunterstieg. Eberhard trug den besten Böller der ganzen Hochzeitsgesellschaft und glitzernde Schuhe mit Knöpfen an den Seiten. Hinter ihm her aber trippelte, etwas bäuerlich, seine dicke Frau in Schmuck und Seide. „Herr Vetter, Sie fahren in der Kutsche mit den beiden Schimmeln, mit der Frau Geometer und Fräulein Rösle zusammen,"

sagte Kasimir, indem er sich leicht verbeugte, die Hand in der Richtung der bezeichneten Kutsche ausstreckte und schlürfend den rechten Fuß anzog.

„Ist schon gut," nickte Eberhard obenhin.

*

Medard hatte mit der Mutter und Mathilde lange darüber hin und her geredet, ob er am Hochzeitstag, der Schöckbucher Sitte folgend, die Gäste an der Haustüre begrüßen und die gewöhnliche Gabe von einer Mark in Empfang nehmen sollte oder nicht. Ihm bangte davor, Paula gleich nach der Trauung all den bekannten herzhaften Redensarten und derben, wenn auch wohlgemeinten Witzen auszusetzen. Auch ging es ihm wider das eigene Herz, einen ganzen Tag lang jedem nächstbesten Menschen die hohle Hand hinzuhalten und nach jeder Reichsmark ein Vergelt's Gott zu sagen. Man kam also überein, daß das Hochzeitspaar die Gäste, wie es sich gerade fügte, in der Stube, im Herrenzimmer oder im Tanzsaal oben begrüßen und, so gut es eben ging, auf die Geldgeschenke in Gottes Namen verzichten sollte.

Als nun aber nach geschehenem feierlichen Brauttanz die Leute anrückten, fragte jeder, der sich im Hausflur von der Häusler-Lisbeth für zehn Pfennige den Hochzeitsstrauß anstecken ließ, mit dem hergerichteten Markstück in der Hand nach dem Ankerwirt und seiner Hochzeiterin. Wo denn das

Hochzeitspaar stecke, und was denn dies für eine Anstalt sei, hieß es.

Medard lehnte gerade mit Paula am Arm an einem Fenstergesimse und träumte in den sonnigen Tag hinaus.

Da erschien der Schwager Kasimir mit wehenden Rockflügeln, im Schreiten seinen martialischen Schnurrbart ausziehend, und hinter ihm her rauschte die hagere Hermine.

„Alles fragt nach euch," stieß Kasimir ganz aufgeregt heraus.

„Wo bist du denn?" keuchte Hermine, die die Stiegen im Sprung genommen hatte und nun, um sich zu verhusten, das Taschentuch vor den Mund hielt.

„Du wirst doch als der Wirt im Ort keine neue Mode einführen wollen?" erhitzte sich Kasimir.

„Das macht dir mindestens achthundert bis tausend Mark aus, wenn nicht mehr," trumpfte Hermine kochend. „Du hast doch dein Geld auch bei allen Hochzeiten vertragen. Und so arg viel hast du doch noch nicht, daß du dich um tausend Mark nicht mehr zu bücken brauchtest."

„Ganz richtig," fiel ihr der Schwager ins Wort; „es ist nur billig, wenn du heute das, was du bisher vertragen hast, wieder einsammelst." Darauf faßte er Paula ziemlich derb und ungehörig beim Arm: „Komm, Schwägerin, sei vernünftig."

Paula, die von allem kaum etwas verstand,

schaute mit erstaunten, fragenden Blicken auf ihren Bräutigam.

Da ergriff Medard den Schwager leise, aber grimmig beim Handgelenk, riß ihm die Hand vom Arm seiner Frau weg und schleuderte ihm die zornigen Worte ins Gesicht: „Nun erst recht nicht! Verstehst du mich?“

Kasimir klopfte sich mit der Faust gegen die Stirn, als wollte er sagen: „Der Mensch ist verrückt vor lauter Hochmut.“

Hermine aber schüttelte ihre mageren Unterarme am schwarzen Seidenkleid hinunter und trat dann immerfort zischelnd hinter die Braut, um sie einfach mit dem Ellbogen fortzuschieben.

„Na, was gibt's denn hier?“ rief kühl lächelnd der in der Nähe sitzende Herr Vetter Eberhard dazwischen, sich auf seinem Stuhl umdrehend und die Beine mit dem glitzernden Schuhwerk übereinanderschlagend.

„Komm, Medard, tu ihnen den Gefallen,“ bat Paula beinahe weinend. „Komm, sei so gut.“

Sie zog ihn eindringlich und liebvoll mit sich fort.

Medard warf einen verächtlichen Blick auf den Schwager und auf Hermine. Dann durchschritt er langsam und widerwillig mit Paula am Arm den Saal. Als er sich dann an der Türe noch einmal halb umdrehte und die Augen hob, sah er, daß Mama den Zwischenfall bemerkt hatte.

Eine brennende Blutwelle ergoß sich ihm ins Antlitz. Und beschämt stieg er nun die mit Schöckbucher Fegsand weißgescheuerten tannenen Treppen hinunter.

Gerade in diesem Augenblick pilgerte der Kortenbauer im Feststaat, mit Silberknöpfen und goldgefaßten Eberzähnen an der Uhrkette über den von der hellen Sonne gesprenkelten, wehenden Schatten des alten Nußbaumes in den Hof herein.

„Herrgott nochmal, jetzt grüß Gott!“ lachte er, bewegte den im Mundwinkel steckenden Rattenschwanz auf und ab, entschnürte den fettigen Lederbeutel und sagte bewegt: „Na, wo ist denn gleich das Richtige für so eine Freud? So, hier mein Freund.“ Er drückte dem Ankerwirt ein Fünfmarkstück in die Hand und schloß ihm die Finger so kräftig, daß es schmerzte. „So, und nun Glück und Segen allerwegen, wie es im Spruch heißt.“

Paula hatte sich währenddessen zur Seite gewandt, um Mathilden, die schwesterlich begütigend herzugeeilt war, das Ohr zu leihen. Der Kortenbauer betrachtete in einem halb wohlgefälligen, halb schiefen Blick die hübsche Gestalt und streckte schon den Arm aus, um ihr im Scherz mit der flachen Hand saftig auf den Rücken zu patschen und den Glückwunsch zu wiederholen: So, Frau Ankerwirtin; das freut mich. Und gleichfalls Glück und Segen allerwegen.

Da wandte sich Paula eben um und sah dem Alten leicht erschrocken und etwas scheu und fremd ins glattrasierte Antlitz.

Der Kortenbauer ließ den Arm sinken, stieß eine paffende Rauchwolke hinaus und sagte kurz und sachlich: „Ich wünsch' halt, was der Brauch ist."

Alsdann erstieg er schwer auftretend und kopfschüttelnd die Treppe. —

Beim Mahle herrschte vor allem des vielerseits bemerkten und allmählich von Ohr zu Ohr geflüsterten Zwischenfalls wegen eine ziemlich gedrückte Stimmung.

Die Frauen brachen das Brot viel öfter, als es nötig war. Die Männer stießen, wenn sie lange genug die Bärte gezupft und mit dem Besteck gespielt hatten, krampfhaft heiter miteinander an und ließen das Glück und die Zukunft und die Liebe leben. Der Herr Vetter Eberhard rieb die reine Eßgabel am Mundtuch ab und zeigte das Schwarze darauf mit leisem Grinsen seiner Frau hin. Und Kasimir arbeitete dumpf, aber sehr emsig an seinem Gansschlegel und goß fleißig Wein in die Kehle.

Erst als Bernhard auftrat, der nun doch noch einen früheren Zug erreicht und dem Schwager das Abholen erspart hatte, schlug die Stimmung ins Gemütliche um. Der aus Nordafrika Heimkehrende wiegte einen lebenden Kakadu auf der Schulter und war rechts und links mit Geschenken bepackt. Medard erhielt nebst einem überaus

warmen, brüderlichen Gruß eine rohseidene Jacke. Paula bekam aus dem schönsten Herzen heraus eine kostbare Schürze. Dann kamen die Mutter und die Schwestern an die Reihe. Auch für Mama und Rösle war liebenswürdigst gesorgt, und natürlich auch für den Schwager Kasimir, dem Bernhard unter allgemeiner Erheiterung eine Rentnermütze mit Quaste überreichte. Sogar der Kortenbauer ward nicht übergangen. Er empfing, da sich in den Taschen nichts anderes mehr vorfand, eine riesige afrikanische lederfarbene Bohnenfrucht mit grellfarbigen Kernen, die ihn heftig interessierte. Und zuletzt ging der dressierte Rosenkakadu an seine nunmehrige Besitzerin über, an die Senze, die nach dem Willen der Mutter und der Schwester einmal Bernhards Frau werden sollte, und der höfliche Vogel tat der dankbaren Hochzeitsgesellschaft alsbald den Gefallen, den goldenen Namen Senze einige Dutzendmal hintereinander auszusprechen.

Die Mutter war ganz glücklich über ihren zweiten Sohn. Und die Tränen tropften ihr in einem fort stille auf die braunen Hände und das weiße Tischtuch hinab.

Und nun erzählte Bernhard, daß er drei Tage von Port Said auf einem österreichischen Dampfer nach Triest gefahren sei und von da ab ohne Unterbrechung im Zug gesessen habe. Viel Interesse und Fröhlichkeit erregte vor allem der Bericht über

eine während der Reise eingegangene Meerkatze. Bernhard hatte den drolligen Affen auf dem Schiff von einem aus Kairo nach Hause reisenden Koch erhandelt. Aber auf dem Bahnhof von Triest gab es nun ein unliebsames Gedränge, und dem Tiere ging dabei auf einmal der Atem aus. Bernhard hatte dann die mit einem roten Kopfputz geschmückte und in ein buntgetupftes Gewand gekleidete Leiche unter dem ergiebigsten Gelächter der Mitreisenden zum Fenster hinausgeworfen. Auch von einem nächtlichen Kamelritt in die Wüste, von einem steinernen Wald, von einer Moschee aus Alabaster, von verschleierten Frauen und von vielem anderen wußte er lang und breit zu erzählen.

„Bigott," sagte der Kortenbauer ganz begeistert, „Bernhard, du bist wirklich ein Kerle. Wir reden noch miteinander, Freund! Verstanden?" Und er dachte hinzu: Wäre gescheiter, dieser großartige Bernhard übernähme die Ankerwirtschaft, als daß — nun ja.

Dann huldigte man zu den Klängen der Blechmusik dem Tanz, dem Bier, dem Wein, den Kuchen, dem Glanz des Tages, der Wehmut und den Sorgen.

Abends aber, als schon die stillen Glühwürmchen unter dem alten Nußbaum und im Grase geisterten, kam noch einer, dem der Tag zu hell war, auf Umwegen ins heimliche Gartenhaus und

küßte der schönen Mathilde die Vernunft aus dem Herzen. —

Die Mutter sagte zwar immer: „Du wirst es sehen, er hält dich nur für Narren. Ein reicher Fabrikantensohn mit einer halben Million Vermögen und eine Wirtstochter mit einer Aussteuer und fünftausend Mark Heiratsgut, das hat noch nie zusammengepaßt.“ Doch die Mutter hatte gut reden. Sie wußte nicht, wie unaussprechlich süß er küssen konnte. Und totreden ließ sich die Liebe auch nicht.

Zweites Kapitel

Mutter und Mathilde waren noch vor der Hochzeit in ein kleines geducktes Häuschen am Saume der Stadt übersiedelt, zu dessen Bereich außer etlichen Quadratschuhen Gemüsegarten noch ein greiser, unfruchtbarer Apfelbaum gehörte, der das Ganze sowohl in der Höhe als in der Fläche weit überwältigte und einen Teil seiner Äste wie eine schützende Hand auf das wetterdunkle Ziegeldach legte.

Hier lebten sie zunächst von der Pfründe und den Schuldzinsen aus Mathildens Vermögen, die Medard monatlich bereinigen sollte. Nach einiger Zeit, wenn dann die Mutter mit der Einsamkeit etwas vertraut wäre, wollte Mathilde sich in der Fremde noch weiter ausbilden und vor allem auch ihr bloßes Schulwissen noch um ein Pensionatsjahr oder dergleichen vermehren, um später einmal im gelehrten Kranze der vornehmen Fabrikantenfrauen ihren Platz einnehmen zu können. Der Herzliebste schlug ihr sogar ein Töchterinstitut am Gardasee vor, was die Mutter in nicht geringe Schrecken versetzte. Er schrieb jetzt viele Briefe und überhäufte seinen Tausendschatz mit wertvollen Geschenken, die fremd und prunkhaft und beinahe unehrlich in dem kleinen Häuschen wirkten. Und geheim und verstohlen holte er sich dann seine Küsse. Aber auch jetzt ließ er sich weder vor der

Mutter noch in der Ankerwirtschaft jemals blicken. Sein „Alter“ duldete das Verhältnis noch nicht, sagte er; indessen werde man alle Hindernisse übersteigen, und die Zukunft werde wundervoll sein.

In dem engen, unfruchtbaren Häuschen gerieten die beiden Frauen allmählich in ein großes, oft sehr übertriebenes Sparen. Sie gönnten sich nur noch das Allernötigste und hatten im stillen Mitleid mit Medard, wenn er ihnen das pflichtige Geld auf den Tisch legte und es ihnen so genau und peinlich vorzählte. Anfänglich tranken sie zum Vesperbrot ein Viertel Braunbier, aber da Mathilde auf den hergebrachten Trunk verzichtete, gab die Mutter die kostspielige Gewohnheit ebenfalls auf und begnügte sich mit Wasser und Zichorienkaffee. Am liebsten hätten sie nach irgendeinem Verdienst Umschau gehalten, wenn nicht eine gewisse Scheu und die in Schöckbuch und Umgebung herrschende Meinung, daß Pfründnersleute nicht tagwerken und Geld verdienen dürfen, dagegen gesprochen hätten. Die Mutter stahl sich indessen doch ein paarmal in den Wald, um Haselnüsse zu sammeln, oder sie trug in einem verdeckten Korbe Tannenzapfen nach Hause. Als aber die ärmeren Nachbarsweiber dahinter kamen, setzten sie ihre bösen Mäuler gleich heidenmäßig in Bewegung, und eines derselben schrie auch frei und hofrecht einer guten Freundin über die Straße hinüber, daß nun die reichen Leute allmählich sogar das Tannenzapfensammeln und

Beerenlesen anfingen, um den Armen vollends die letzten Brocken noch abzuzwacken, und daß die Welt nun immer schöner werde! Aber man werde schon Schluß machen!

Von da ab stellte die Mutter diesen Erwerbseifer ein und widmete sich ausschließlich der Herstellung von Mathildens Aussteuer, an welcher die beiden, da sie das Nichtstun nicht ertrugen, unter süßen, heißen Hoffnungen und herben Seufzern oft bis tief in die Nächte hinein nähten. —

Einmal schrieb der Schwiegersohn Kasimir in das stille, sorgenvolle Pfründnerhäuschen, die Mutter solle nur allmählich auch darauf dringen, daß Medard die Mitgift seiner Frau herausbezahlt bekomme, ehe sie noch verloren gehe. Er habe sich letztlich wieder auf einem Auskunftsbureau nach den Vermögensverhältnissen des Vetters und „Rittergutsbesitzers" Eberhard erkundigt und sehr kitzlige Aufschlüsse erhalten. Im übrigen brauche er jetzt, da sich in Bälde ein zweites Kindlein bei ihnen einstellen werde, eine weitere Bettlade, welche die Mutter wohl beschaffen könnte. Soviel er sich entsinne, stünde im Pfründnerhäuschen auf der Bühne eine nußbaumene Bettstatt, mit welcher er sich beispielsweise ganz gerne zufrieden gäbe. Auch ein kleinerer Geldzuschuß wäre über die Geburtszeit mehr als erwünscht.

Die Mutter verfiel in eine große Angst. Wenn Medard die vereinbarte Mitgift einbüßte, müßte

das väterliche Anwesen sicher zugrunde gehen. Und doch konnte Mama, die Frau Geometer, die von den Zinsen dieses Vermögens lebte, jetzt noch nichts herausgeben. Das begriff die Mutter nur zu gut. Das waren schwere Sorgen, die da zu den anderen sich gesellten. Und Medards Lage war wirklich nicht rosig. Als er den nächsten Zieler brachte, schob sie ihm aus Mitleid wieder einen Teil des Geldes zurück.

Medard schaute die Mutter fragend an.

„Nimm's nur. Du tust herb genug auf deinem Hauswesen," sagte sie.

„Wieso?"

„Nun, ich meine nur. Was macht auch Paula?"

„Gut, gut," erklärte Medard etwas seltsam. „Aber da nehmt nur euer Geld; solange man zahlen kann, zahlt man."

Er strich sich mit der Hand leicht über Stirne und Haar. „Ich muß noch zu verschiedenen Handwerksleuten. Ich hab nicht viele Zeit."

„Du baust doch nicht schon wieder?" fragte die Mutter und schrak heimlich zusammen.

„Eigentlich nicht," erwiderte Medard sorglos. „Es gibt diesmal nur einen neuen Schweinestall. Der alte fällt ja noch übereinander, wenn er nicht bald abgebrochen wird."

„Wenn du es nur auch mit dem Geld hinausbringst," meinte die Mutter, die dunkle Angst in den Augen.

„Was sein muß, muß sein," entgegnete Medard, sich seine grelle Radlermütze aufsetzend. „Jedenfalls wird im nächsten Frühjahr ein Eiskeller gebaut werden."

„Medard!"

„Aber natürlich! Und ins Ried hinunter kommt eine Torfmullmaschine und eine Art Lagerschuppen."

„Um Gottes willen, Medard!"

„Aber natürlich. Von der Wirtschaft und den paar Morgen Gütern kann ich doch nicht leben. Wie soll ich da vorwärtskommen und die Zieler aufbringen und den anderen ihr Vermögen herausbezahlen?"

Mit Tränen in den Augen sagte die Mutter: „Schließlich bist du das Geld doch keinem Wucherer schuldig, sondern deiner Mutter und deinen Geschwistern."

„Ah was," schüttelte sich Medard die Last vom Herzen, „wenn die Sache nicht glückt, schlage ich das Anwesen einfach los."

„Medard!" riefen diesmal Mutter und Mathilde gemeinsam aus.

„Nun, ich meine bloß. Übrigens warum auch nicht? Ich bin sicher: wenn einmal alles hübsch und appetitlich dasteht, löse ich soviel, daß ich euch alle bis auf den letzten roten Pfennig befriedigen kann und mir selber außer dem Vermögen meiner Frau noch eine ganz angenehme Summe übrigbleibt. Also nur keine Sorgen um mich. Ich bin kein Kind

mehr und werde mich schon immer wieder heraushauen. Verlaßt euch darauf."

Er faßte Mathilde brüderlich unterm Kinn: „Das nächste ist jetzt, daß die da endlich einmal glücklich an den Mann kommt."

„Ich höre nicht auf zu beten," sagte die Mutter.

„Na, na, bei euch beiden wird einem ganz schwer ums Herz. Ihr kommt zu wenig aus eurer Klause heraus. Ihr seid das Privatisieren noch nicht gewohnt. Das ist alles. Das will eben auch wie jede Sache im Leben gelernt sein. Kommt nur öfter in den Anker heraus."

„Es tut nicht gut, wenn die Alten und die Jungen zu nahe beisammen sind," sagte die Mutter.

„Ihr habt ja vollkommen recht, Mutter. Aber so dann und wann könnt ihr doch einen Spaziergang nach Schöckbuch machen."

„An deiner Stelle hätte ich mich wieder ohne Kellnerin beholfen. In keinem Falle aber hätte ich diese Anni gedungen, nein, die schon gar nicht," sagte Mathilde jetzt ganz unvermittelt, während sie flüchtig von ihrer Arbeit aufblickte und dann, als müßte sie einen besonders schwierigen Stich ausführen, unverwandt auf ihre Leinwand starrte. Und man fühlte, daß sie damit etwas anschnitt, was im geheimen lange vorbereitet und heikel war und einmal um jeden Preis gesagt sein mußte.

Medard zuckte die Achseln.

„Ich habe eben eine gebraucht.“ Er hielt eine Sekunde inne. Dann fuhr er weiter: „Und Paula kann sich nun einmal nicht so recht in die Schöckbucher Verhältnisse schicken.“

„Aber warum dann gerade diese Anni?“ frug Mathilde noch einmal schwesterlich und leise vorwurfsvoll.

Die Mutter wartete gespannt darauf, was Medard nun sagen würde.

„Warum gerade diese Anni? Du mein Gott, ja warum diese?“ Er schritt in der kleinen Stube auf und ab und blieb dann vor einer alten Photographietafel stehen, in deren Mitte sein Bildnis aus der etwa dreißigköpfigen Klosterschulklasse herausblickte. „Wie das eben so geht. Warum ist denn zum Beispiel gerade dieser Medard Rombold da aus der Klosterschule ausgetreten und nicht der Wöhrle oder der Schwenk oder der Konzelmann?“ Er machte eine wehrende Handbewegung. „Ihr sorgt euch um viel zu vieles. Ihr könnt, wie schon gesagt, das Privatisieren noch nicht vertragen. Also laßt euch wieder öfter sehen und sorgt nicht so viel. Ich muß jetzt gehen. Behüt euch Gott.“

„Und zürne nichts,“ bat die Mutter zärtlich.

„Ah was auch?“ lachte er, die Türe zuziehend. „Also, behüt euch Gott.“

Während er dann unten vor dem Fußbrett der kleinen Hausstaffel sich auf sein Fahrrad schwang,

öffnete Mathilde noch den unteren Fensterflügel und rief dem Bruder herzlich zu: „Adjö, Medard."

Er schluckte eine aufsteigende tiefe Rührung hinunter. So schwesterlich warm hatte das Wort geklungen.

Aber was die beiden von dieser Anni da faselten, war lächerlich, einfach lächerlich. —

Drittes Kapitel

Paula fand sich freilich schwer, noch viel schwerer, als sie selber von Anfang an im geheimen befürchtet hatte, in den neuen Rahmen hinein. Die Luft, die in der Ankerwirtschaft wehte, war für ihr stilles, scheues Wesen zu rauh, zu offen, zu keck.

Sie tat sich ja ihrem Manne zuliebe alle Gewalt an, dem nun einmal Gegebenen gerecht zu werden. Es wollte ihr indessen nicht recht gelingen. An Mama und Rösle aber schrieb sie immer nur von Glück und Zufriedenheit. Und Medard zuliebe hätte sie ja Berge Leides zu tragen vermocht. So saß sie denn, nachdem die erste Liebeszeit verrauscht war, zumeist stille und etwas scheu allein am Tisch beim Ofen, an welchen sich selten jemand setzte, und schaute viel in die Zeitungen. Zwischenhinein aber hob sie immer wieder die Augen, um die Gläser der Gäste zu kontrollieren und auf die Wünsche der Schöckbucher zu achten. Es konnte keine aufmerksamere, pflichttreuere Wirtin geben. Und trotzdem war sie nicht nach dem Herzen der einkehrenden Schöckbucher, die nachdenklich und kopfschüttelnd und beinahe feindselig zu dieser schönen, scheuen, fremden Wirtin hinüberschielten und ihr Blicke zuwarfen, die wehe taten und der jungen Frau die Wangen röteten und die Mienen schmerzvoll anspannten, so daß sie die Augen

senken mußte und wehmütig, wie verlassen und verstoßen, den großen Bernhardinerhund koste, der von Anfang an sich zu ihr gesellte und wie mitfühlend bei ihr aushielt und ihr wedelnd dankte, wenn sie ihm verwirrt und versonnen die Flanken abklatschte.

Medard war anfangs oft furchtbar aufgebracht über diese unverständigen Schödbucher, deren Rauheit ihm jetzt, da diese feine Wirtin vor ihnen stand, nur zu deutlich zum Bewußtsein kam. Waren schon eine elende Schwefelbande, diese ungehobelten Knechte, wenn sie Sonntags ihr zwanzigstes Glas Bier in der Gurgel versorgt hatten und dann einander anbrüllten wie die Heiden, ihre rauschigen Kraftstücke ausübten und die Wirtin wie eine Dirne behandelten. Er konnte es nimmer länger mit ansehen. Da dingte er eine Kellnerin. Als diese Dame nach einem halben Jahre den Platz wechselte, dingte er eine zweite, die es nicht viel länger aushielt. Die dritte war dann die Anni, ein pechschwarzes, üppiges Frauenzimmer mit Glasdiamanten im Haar und einem Silberstück am Fingerring. Sie trug kurze Röcke, und den Mannsleuten ward schwül und heiß, wenn diese fremde Schönheit, deren Mutter dem Gerede der Leute zufolge aus Oberitalien stammen sollte, ihnen das Bier auftrug und ihnen die Hand auf die Schulter legte. Selbst dem alten Kortenbauer fuhr der Satan noch einmal in späten Tagen ins Fleisch, wenn diese

Anni, sich über den Tisch beugend, ihre volle Büste gegen seinen Buckel preßte.

„Bigott, die schönen Arme machen einen ganz kitzlig."

„Dann guckst eben weg," lachte die Dreiste.

Und so gingen die Reden weiter und wurden nicht besser, sondern immer schlimmer.

Der jungen Wirtin fielen diese Witze schmerzend auf die Nerven. Auch Medard war davon angewidert, namentlich dann, wenn die derben Zweideutigkeiten im Beisein seiner jungen Frau geschahen. Mit der Zeit jedoch überhörte er diese Dinge wieder wie früher öfter und öfter, auch in Gegenwart seiner Frau. Ja, manchmal ärgerte er sich sogar über deren Empfindlichkeit. Paula hätte diesen dummen Lümmeln doch auch wie Anni tüchtig hinausgeben können. Das wäre doch bei Gott nicht so schwer gewesen.

Es ließ sich nicht leugnen, daß der „Goldene Anker" durch Anni an Ansehen und Bedeutung gewann. Die Gäste wollten nun einmal ihren Spaß und ihre Unterhaltung haben. Das war ihr gutes Recht. Dazu gingen sie ins Wirtshaus.

*

Während der Zeit, da Paula das erste Kindlein zur Welt brachte und an ihrem Herzen pflegte, schaltete die Kellnerin völlig als Herrin, und die Ankerwirtschaft erhielt nun ein ganz anderes und

neues Gesicht. Der Kortenbauer ward jetzt auf seine alten Tage noch einmal rechtmäßig verliebt und begann wider alle Gewohnheit reichliche Trinkgelder zu geben. Und die Knechte und die jungen Burschen klebten nun bis tief in die Nächte hinein auf den Stühlen und brüllten ihre siebzehnstimmigen Lieder in die rauchgeschwängerte Wirtsstube hinein und gegen die Gipsdecke hinauf, über welcher die stille Wöchnerin und das kleine Mägdlein lagen. — — — — — — — — — — — — —

Medard fühlte sich von der allgemeinen Verzücktheit an dieser feurigen, üppigen schwarzen Anni durchaus frei. Aber eines Mittags stand er doch, nachdem er am Vormittag im Riedstreuteil in der Hitze gemäht hatte, in Stiefeln, Hosen und Leinenhemd und mit aufgestülpten Ärmeln in der Gaststube am Ofentisch, wo Anni einen halbfertigen, von einem Stück Zeitungspapier bedeckten Brief liegen hatte. Er glaubte einen Liebesbrief an irgendeinen Schatz vor sich zu haben und nahm nun mit einem leisen Vorwurfsgefühl und beinahe mit einer gewissen Eifersucht die Gelegenheit wahr, denselben, während die Kellnerin einer Frau das Gassenbier einschenkte, insgeheim zu lesen.

Er zog eigentümlich lächelnd das Zeitungsstück weg und las mit leise zuckenden Lippen die schulmäßig geschriebenen Zeilen, die übrigens für eine Freundin bestimmt waren, aber gleichwohl des Interessanten genug boten.

Indessen schlich Anni, die ihn dabei vom Hausgang aus durchs Schankfensterchen erblickt hatte, in die Gaststube herein, schaute ihm mit sprühenden Augen und gestrafften Gesichtszügen zu, näherte sich auf den Zehenspitzen und klatschte ihm nun plötzlich und keck mit der vollen flachen Hand auf den von der Sonne geröteten bloßen Nacken, daß er erschreckt zusammenzuckte.

Im selben Augenblicke aber war Paula, wie von einer dunkeln Ahnung hergeführt, im Schlafrock und in den Hausschuhen, das Mägdlein im Tragkissen auf dem Arm, die Treppe heruntergestiegen und befand sich nun, als der Schlag geschah, verstört und bleich wie ein Geist im Nebenzimmer. Beinahe hätte sie das Kindlein fallen lassen.

„Was fällt dir ein?“ fuhr Medard die Kellnerin halb barsch, halb launig an.

„Was fällt Euch ein, meine Briefe zu lesen?“ warf sie ihm keck hin und lachte ein Lachen, als ob die Welt federleicht wäre und man nur ein Dummkopf zu sein brauchte, um das Glück zu pflücken. —

Paula machte ein paar Schritte zur Seite und sank wie tot auf einen Stuhl nieder.

*

Medard fühlte es mehr und mehr: es mußte irgend etwas Entscheidendes geschehen, ehe der eheliche Friede zerbrach. Er hätte der Kellnerin

einfach kurzerhand den Abschied geben können. Er hätte dies wohl ohne großes Herzbluten ausgeführt. Indessen war es doch gerade die Anni, welche die Wirtschaft auf der Höhe hielt. Und er mochte es wägen und wenden wie er wollte, es ließ sich nicht verkennen, daß seiner Frau so manche wünschenswerte Fähigkeit abging. Darin hatte der Kortenbauer jedenfalls recht: wer ein Wirt werden wollte, mußte eine Wirtin heiraten. Es blieb am Ende also gar nichts anders übrig, als den „Goldenen Anker“ eben doch zu veräußern und nach etwas anderem, Geeigneterem Umschau zu halten. Je mehr er diesen Gedanken pflegte, desto klüger und unabwendbarer erschien er ihm. Dann hörten auf einmal alle diese jetzigen tausendfältigen Unerquicklichkeiten auf. Auch er selber war ja dieser raubbeinigen Schöckbucher, die mit biertriefenden Bärten und hochgezogenen Buckeln am Tisch saßen, den Boden verspuckten und ihrem Spektakel huldigten, allmählich entsetzlich müde. Er hatte es im Anfang versucht, ihnen ein bißchen Interesse für einen weiteren Himmelsbogen als den von Schöckbuch beizubringen und hatte unter anderem auch einige größere Zeitungen in der Wirtschaft aufgelegt. Aber diese Tölpel langten die Blätter vom Nagel herunter, legten sie vor sich hin auf den Tisch, strichen mit der flachen Hand darüber, lasen den Titel, blätterten bis zur letzten Seite, musterten die letzte Anzeige und

hängten sie mit dem üblichen „ja, ja, so geht es eben in der Welt“ wieder an ihren Platz. Sobald es sich indessen um einen Riedwiesenweg oder um einen Feldstrohwisch handelte, wurden sie Feuer und Flamme, reckten die Hälse, riefen Himmel und Hölle zum Kampfe auf und schrien einander an, als ob sie nicht über einen Tisch, sondern von Europa nach Amerika zu reden hätten, und hieben im Rausch die Schoppengläser in Scherben. Wenn dann der Wirt oder die Wirtin mahnten: „Obacht, die Ampel!“ so entgegneten sie fürstlich: „Nur ruhig damit; was unsereins zusammenschlägt, das zahlt er auch!“ Am anderen Tag jedoch wollte sich keiner mehr seiner Scherben entsinnen. „Ich kann es und kann es nicht glauben, daß mir so was passiert sein soll,“ hieß es dann.

Nur die schöne Anni durfte ihnen ohne weiteres die Rechnung vorlegen. Dann langten sie sofort in die Hosentasche, zahlten mit sauer-süßem Grinsen und taten, als ob sie das Geld selber machen könnten.

Es gab natürlich auch in Schöckbuch genug ordentliche, biedere Leute, auch unter den Knechten; aber die verkehrten überhaupt selten in den Wirtschaften, und den mehr und mehr von jungen Burschen und Buhlern und Trinkern bevölkerten „Goldenen Anker“ mieden sie nun erst recht und tranken ihren Schoppen im friedlichen „Grünen Baum“. — — — — — — — — — — — — —

Nach den überstandenen Kindbettwochen übernahm Paula, ein wenig blaß, aber beinahe noch jünger und schöner als vorher, die Stellung der Ankerwirtin wieder. Die Kellnerin konnte ja im Grunde keinen Vergleich mit dieser stillen, feinen Frau aushalten, aber trotzdem verschoben sich die Verhältnisse nun noch mehr zuungunsten der letzteren. Die Gäste riefen jetzt erst recht immer nur nach der Anni und ließen die Hausfrau abseits stehen. Wenn aber ein Fremder einkehrte, dann redete er sicher in gutem Glauben über Paula hinweg die Kellnerin als Frau Ankerwirtin an.

Die Zeiten schrien nach einer Wandlung.

Viertes Kapitel

Nach einigen Monaten meldete Mama ihren Besuch an. Sie wollte diesmal, da Rösle, die nach der vollendeten höheren Töchterschule in der Bezirksstadt noch einen letzten Zuschnitt in einer großen Stadt erhalten sollte, nun fort war, gleich ein Vierteljahr oder noch länger in Schöckbuch zubringen, um ihrer Tochter Paula ein wenig an die Hand zu gehen. Und namentlich wollte sie der alten Mutter des Schwiegersohnes, die in ihrem Häuschen seit der Abwesenheit Mathildens ernstlich zu kränkeln anfing, einige Stunden vom Tage opfern.

Die Zeit dieses Besuchs war sehr unglücklich gewählt.

Medard hätte auch die Sache am liebsten geändert, aber wie die Verhältnisse nun einmal lagen, war daran nicht mehr zu denken. —

Anni ward schon um ein gutes Stück kleiner, als die stattliche Frau Munk ins Haus kam.

Und Paula lebte ganz neu auf.

Die Stammgäste blinzelten seltsam und erwogen im geheimen die Frage, wer nun wohl Herr werde, die Anni oder die beiden anderen, und wie nun wohl das Spiel zu Ende gehen werde. —

Medard machte nicht gerade die beste Figur in diesem Kampfe.

Anni zeigte jetzt erst recht keine Lust, zu verheimlichen, daß sie ihm schon den Nacken getätschelt

hatte, und daß der Ankerwirt sich für ihre Briefe interessierte.

Paula aber gewann nun neben der Mutter ebenfalls an Festigkeit. Und wenn auch jeder ausdrückliche Widerstreit ihrem Wesen fremd war, so konnte sie doch manchmal zur Strafe kühl und stolz gegen ihn sein, was ihn im geheimen nicht wenig aufbrachte.

Der Ankerwirtschaft gereichte die neue Wendung schon gar nicht zum Vorteil. Man hatte sich nun einmal an die herzhafte Anni gewöhnt und war mit ihr mehr als zufrieden gewesen, und jetzt erlebte man mit einem Mißbehagen, wie eine vornehme, überlegene Frau die gewohnte Ordnung der Dinge umzukehren begann.

Es gab bereits Unzufriedene, die ohne weiteres dem Anker fernblieben. Und eines Abends trug sogar der Kortenbauer einen Stammkrug in den „Grünen Baum.“ Trotz der Nacht versteckte er denselben zwar unterm Kittel, und er ließ auch, der Anni zu Gefallen, den alten Krug noch im Anker zurück, aber er machte sich doch bereits ziemlich selten.

Medard konnte der selbstsicheren Frau Mama seine stille Bewunderung nicht versagen und empfand, wie diese Frau am richtigen Ort eine Königin sein müßte und wie auch Paula, wenn einmal die Erfahrung der Jahre über sie hingegangen wäre, das gleiche sein müßte.

Also verkaufen, nur verkaufen!

Indessen verderben und verhindern durften die beiden ihm den Plan doch nicht. Das sollte doch vor allem auch Mama einsehen. Es war darum sehr unklug von ihr, die Anni nun auf einmal so niederhalten zu wollen. Bis die Kellnerin und mit ihr die gesamte Kundschaft noch weglief! Was die beiden nur immer für einen albernen Wahn nährten? Sie machten einem die Luft ganz dick und schwül. So viel Freiheit würde ihm doch noch verbleiben, daß er die Anni wenigstens anschauen durfte! Die Augen konnte er sich ihretwegen doch nicht verbinden! In dieser Hinsicht zeigte sich Mama wirklich sehr wenig witzig. Das hätte er bei Gott nicht für möglich gehalten. Er regte sich manchmal nicht wenig darüber auf. Dann bereitete er sich wie zum Trotz das Vergnügen, die Anni ins Nebenzimmer zurückzurufen, wenn sie von Mama oder Paula eben in die Gaststube befohlen worden war, oder ihr ein Scherzwort zuzuwerfen und einen ihrer blitzenden Blicke aufzufangen.

Aber dadurch steigerte er nur die unselige Schwüle.

Einmal hatte er auf einen Sonntagnachmittag eine Musikunterhaltung anberaumt und sie im Stadtanzeiger öffentlich bekanntgegeben, um auf diese Weise die Ankerwirtschaft für den bevorstehenden Verkauf in ein anmutendes Licht zu setzen. Er hoffte auf gutes Wetter. Doch da tobte

noch in der Nacht ein dunkler, polternder Weststurm mit entsetzlichem Regen daher, daß alles, was in der Welt nicht feststand, sich krümmte und neigte und kein Mensch in der Stadt den Fuß freiwillig aufs Pflaster setzte. Die Unterhaltung mußte sich also wieder auf die vielgeliebten Schöckbucher beschränken. Diese Erkenntnis warf einen düstern Schatten in die Wirtschaft.

Die Wirtsleute saßen wortlos in der Nebenstube beim Mittagsmahle. An einem anderen Tische löffelten der Knecht und die Magd und die Kellnerin ihr Essen aus. Anni hatte sich für das Fest wie eine Braut geschmückt und war trotz der Verstimmung der Herrschaft heute sehr aufgeräumt und munter. Sie trällerte während der Mahlzeit immer wieder vor sich hin und ließ ab und zu ein so leichtsinniges Lachen in die Stille flattern, daß Knecht und Magd Mühe hatten, ernst zu bleiben.

„Wenn's keine tausend Gäste gibt, dann gibt's doch wenigstens zehne," foppte sie.

„Vielleicht hellt sich das Wetter doch noch auf," widersprach Medard, weiteressend und ohne vom Teller aufzublicken.

„Wenn heut noch die Sonn kommt, dann tanze ich im Hemd einen Hopswalzer über die Straße hinüber," lachte Anni keck.

Der Knecht und die Magd kicherten krampfhaft in sich hinein und schielten fragend zu den beiden Frauen herüber.

Der Mama aber stieg nun eine dunkle Röte ins Gesicht, als sie tadelnd sagte: „Das können Sie für sich behalten, Anni."

„Ein bißchen Spaß wird man in einer Wirtschaft noch machen dürfen, solange man selbe noch nicht für eine Kirche ansieht," entgegnete die Kellnerin spitzig.

„Gewiß darf man das," warf nun auf einmal der Ankerwirt dazwischen. Das Wort klang scharf und feindselig.

Eine jähe, dunkle Flamme schoß der beleidigten Frau in die Wangen.

„Nimm noch ein wenig, Mama," bat Paula mit zitternden Lippen.

„Nein, ich danke!" antwortete Mama mit erstickter Stimme.

Die drei am Nebentisch erhoben sich zum Gebet.

Auch die Wirtsleute standen von ihren Stühlen auf.

Nach einer Vaterunserlänge verließ das Gesinde, das Geschirr abtragend, die Stube. Und die Herrschaft nahm wieder Platz.

Nun hielt Paula plötzlich das Taschentuch vors Gesicht und schluchzte laut und jammervoll in sich hinein.

„Herrgott nochmal, was ist denn schon wieder los?" stieß Medard rauh und außer sich vor Zorn heraus.

„An deiner Stelle würde ich mir diese Frage schenken," sagte Mama kühl und bitter.

„Das ist ja allmählich unerträglich! Das ist ja ein Hundeleben! Das ist ja —!" brüllte er in die Stube. Dann aber ließ er sich wieder auf seinen Stuhl nieder und sagte mit veränderter, harter Stimme: „Mama, es ist das beste, wenn du uns verläßt."

Mama schrak jäh zusammen und entfärbte sich auf einen Augenblick. Alsdann aber trat ein wundervoller Stolz in ihre Züge, der sie schön und überlegen machte. Und gelassen erklärte sie: „Das brauchst du nicht zweimal zu sagen. Wenn es dir recht ist, kann ich gleich jetzt wegfahren."

„Wie du willst," sagte er kalt.

„Medard!" schluchzte Paula.

Aber er nahm nichts zurück. Kein Wort und keinen Blick.

Und zwei Stunden später rollte die weitum bekannte Ankerkutsche durch Sturm und Regen nach dem Bahnhof in der Stadt.

Paula aber kniete verzweifelnd in der Kammer oben, wo hinter Tüll und Satin und Spitzen ihr Kindlein einen holden Frieden schlief. —

Medard schritt, nachdem die Kutsche weg war, mit hängendem Kopf in der Gaststube auf und ab.

Und Anni stand mit bloßen, vollen Unterarmen vor dem Spiegel, richtete ihren gleißenden Haarschmuck zurecht, wiegte leise die festen, runden Schultern und summte ein Lied bei geschlossenen Lippen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es traten nun allmählich trotz Sturm und Regen ziemlich viele Schöckbucher zum gewohnten Sonntagsschoppen an. Und nachdem sie einige Stücke der Musikanten vergnügt angehört hatten, begannen sie wie gewöhnlich ihre Karten zu spielen, zu würfeln und mit Rauch und Lärm der Musik zu antworten, die wie ein bunter Ehrenbogen das laute, wirre Treiben überdachte.

Der schlechtgelaunte Ankerwirt aber stieg heute öfter als sonst in den Keller hinab und schüttete sich dann jedesmal ein Krüglein vom dunkelsten Rotwein in den heißen Hals.

Bis zum Abend hatten der Rausch und der Zorn ihn ordentlich in der Hand.

Paula ging wortlos und totenbleich an ihm vorbei und bediente die Gäste.

„Der Ankerwirt hat einen Mordsrausch," sagte da ein Knecht am runden Tisch, ohne Schlimmes dabei zu denken.

Medard aber, der zufällig in der Nähe stand, fing das Wort sogleich auf. Eine jähe Wut wogte in ihm empor. Und all das heute und in letzter Zeit Erlebte brach wild in ihm aus. Ein namenloser Ekel erfaßte ihn gegen diese tobende Knechtssippe. Er drehte sich scharf um.

„Wer behauptet da, ich habe einen Rausch?" rief er feindselig und zündend.

„Oh, kein Mensch," antwortete ein angetrunkener Alter gemütlich.

„Ich habe es mit eigenen Ohren gehört!"

„Und wenn auch!" schrie ein Knecht hitzig.

„Man wird noch einen Spaß machen dürfen!" versetzte ein anderer höhnisch.

„Ihr habt uns ja zu Eurer Bockmusik eingeladen!" schrie ein dritter und schlug die Faust auf den Tisch.

„Darum geht es doch noch keinen Menschen etwas an, ob ich einen Rausch habe oder ob ich keinen habe," flammte Medard ihm entgegen. Er setzte das Bierblech so zornig auf den Tisch, daß die leeren Schoppengläser klirrend übereinander stürzten.

„Geht, bedient Eure Gäste! Und was glaubt Ihr eigentlich?" schrien die Knechte durcheinander, ihre Würfel- und Kartenspiele unterbrechend. „Und wie kann einer so lügen? Keine Seele kümmert sich um Eure Räusche. Trinkt, was Ihr wollt, aber laßt Eure Lügen! Und steckt das Geld ein, das Ihr an uns verdient."

Die Lage ward für den Ankerwirt, der weder vorwärts konnte noch rückwärts mochte, immer unsicherer und gefährlicher.

Paula saß klein, bebend, ratlos und totenbleich auf einem Stuhl neben der Wanduhr.

Da trat mit einemmal die Kellnerin Anni dazwischen, pflanzte sich hoch neben dem Ankerwirt auf, als ob sie zu ihm gehörte, warf ihren vollen weißen Arm empor und rief funkelnden Auges:

„Jawohl hat es einer gesagt! Ich hab's auch gehört!“

Der Tumult wuchs ins Grenzenlose.

„Wer hat's gesagt? Heraus damit, wenn du den Mut hast,“ schrie man ihr entgegen.

Aber Anni blieb mit hochwogender Brust unerschrocken da stehen, wo sie stand. „Freilich hat's einer gesagt! Und nun tut, was ihr wollt!“

Die Musikanten steckten ihre verbeulten, blinkenden Instrumente zusammen.

Die paar älteren Leute, denen der Spektakel zuwider war, entfernten sich kopfschüttelnd und nahmen sich vor, den ungastlichen „Goldenen Anker“ nicht sobald wieder zu besuchen.

Und nur ein Rudel Knechte, worunter auch derjenige, der mit seiner losen Bemerkung den Anlaß zu dem Zwischenfalle gegeben, tobten noch eine Zeitlang wie die Wilden wider den Ankerwirt, der ihnen schließlich, von Anni unterstützt, im Weinzorn die Wirtschaft verwies. Als sie dann draußen im Hof ihre Schmähungen und Flüche fortsetzten und Türe und Fensterscheiben mit Kies und Kot beschossen, ergriff Medard eines der leeren Bierfässer, die im Hausflur in Säulen aufgeschichtet standen, und warf es den Lümmeln in die Dunkelheit hinaus nach. Anni aber brachte ihm noch ein zweites und ein drittes. Dann verriegelten sie gemeinsam die Tür und horchten, eines dem anderen heiß ins Antlitz atmend, in die Nacht hinaus, bis

die Würfe und das Fluchen und das Gelächter ein Ende nahmen. — — — — — — — — — — — — —

In der Kammer oben aber lehnte jetzt bei mattem Kerzenlicht eine totenbleiche Gestalt am Fenster, die man von außen für ein Gespenst hätte halten können . . .

Nun ward alles stille. Und man hörte nur noch den Regenwind, der wie ein angeketteter großer schwarzer Vogel im Nußbaum saß und mit den Flügeln rauschte. — — — — — — — — — — — —

Meine dunkeln Wege,
Wo die Schrecken dräuen,
Schirme, Gott, und lege
Darauf die Himmelsbläuen.

Und an jeder Wende,
Wo die Zweifel wogen,
Zu einem guten Ende
Leuchte mir dein Bogen.

Was ich mir erbitte,
Laß auch allen werden,
Die in Leides Mitte
Wandern hier auf Erden.

Fünftes Kapitel

„Was macht denn auch die alte Ankerwirtin? Man sieht sie gar nimmer; in der Kirche nimmer und auf dem Friedhof nimmer. Wie lange liegt sie denn schon? Und was hat sie denn?“ hörte man nun im Städtchen und in Schöckbuch draußen oft fragen.

Was sie hatte? Du lieber Gott, sie war eben allmählich alt geworden und hatte so vieles Schwere und Herbe hinter sich. Der Doktor kannte den Namen der Krankheit auch nicht, weil es keinen dafür gab. Er wußte nur, daß gegen Kummer und Sorgen noch keine Mixtur erfunden war, daß man noch kein Wunderkraut entdeckt hatte, das einem liebeskranken Mädchen zum süßen Schatz verholfen hätte, daß er außerstande war, einen Zettel zu schreiben, der den Schöckbucher Ankerwirt von seinen Schulden, seinen unseligen Bauplänen und seinen sonstigen Torheiten befreit und ihm einen kühleren, vernünftigeren Kopf auf den Hals gesetzt hätte. Freilich, wenn der Doktor von den Briefen des Tochtermannes Kasimir Kenntnis gehabt hätte, wäre er genötigt gewesen, der Kranken diese aufregende Kost zu verbieten. Übrigens ward Mathilde allmählich so klug, diese Briefe, die immer ungestümer und rücksichtsloser von Medards Mitgift redeten, einfach heimlich im kleinen Wandfach neben dem

Fenster zu verstecken und dafür die vielen dankbaren Liebeszeichen des Sohnes Bernhard, der zurzeit in Südrußland weilte und die Post mit seinen gelegentlichen Kisten und Paketen immer fleißig beschäftigte, um so herzlicher ins Licht zu rücken.

Mathilde hatte die Mutter, da die gemeinsame Schlafkammer eines Ofens entbehrte, in die Stube gebettet. Gleich neben der Bettstatt stand der für diese Verhältnisse eigentlich viel zu große Tisch, den sie aus der Ankerwirtschaft mitgenommen und der, wenn er an den beiden Enden um die unteren Schiebeplatten verlängert wurde, zur Not für ein Dutzend Personen reichte. Dann blieb gerade noch Raum für zwei verschossene Polsterstühle, für den schmalen Zugang zur Küche, für den Kachelofen, für ein spärliches Plätzchen am Fenster. Aber vom Bett der Mutter aus genoß man durch die Scheibenhelle einen wohltuenden Blick in die Weite. Namentlich übersah man eine kurze Strecke der Straße nach Schöckbuch, dort wo sie eine eiszeitliche Geröllschwelle überwand, die man im Volksmund den Staigstock nannte. Hier ragten eine Reihe alter Pappeln mit hohen, wunderlichen Kronen in die Höhe, die besonders zur schweren Abendzeit Ablenkung schufen und im Dämmerlicht in allerlei seltsamen Gestalten lebten. Die Mutter konnte vom Kopfkissen aus mit den Augen drei derselben erreichen; von einer vierten erblickte sie nur noch

die Hälfte, zumeist als eine riesige Katze mit einem Kind auf dem Rücken. Diese freie Aussicht war wesentlich mitbestimmend gewesen, als man das Bett von der Kammer in die Stube getragen und aufgeschlagen hatte.

So verbrachten die beiden einen einsamen, kummervollen, schmerzenreichen, unendlich langen Winter, klagten den Schnee an, der nicht weichen wollte, schoben dem rauhen Oberwind die immer stärker auftretenden Schmerzen in die Schuhe und hofften von Vollmond zu Vollmond, der bald die drückenden Nebel verjagen, bald den Winden Einhalt tun sollte.

Ab und zu erschien Paula, die ihnen immer stiller und blasser vorkam und doch nicht mit der Sprache herausrückte, wenn man ins Fragen geriet.

Auch Medard besuchte das Pfründhäuschen jetzt wieder häufiger. Er machte in diesen vier Wänden, wo der Tod umging, einen sonderbar unsicheren Eindruck. Und er verbarg es nur schwer, daß er den Kopf mit lauter Unruhe und Zukunft geladen hatte. Es waren für ihn immer aufregende und beklemmende Viertelstunden, aber es trieb ihn doch immer wiederzukommen und nach der Kranken zu sehen. Und so oft er die Türe der kleinen Stube öffnete, war es ihm, als ob die Mutter jedesmal kleiner würde und mit ihrer Seele weiter von ihm weg wäre.

Er gab sich alle Mühe, einer geheimen dunkeln Angst Herr zu werden und den Sorglosen, Unbekümmerten zu spielen.

„Ihr müßt mehr essen, Mutter, und wieder Bier trinken. Gleich morgen schicke ich ein Dutzend Flaschen herein. Das bringt Euch wieder herauf."

Und wenn die Kranke ihn nach diesem und jenem fragte, glaubte er nun wie der Doktor schön reden zu müssen und lügen zu dürfen. Er berichtete also nur von Glück und Behagen und vom vollen Blühen der Ankerwirtschaft und befahl auch seiner Frau Paula dieselbe Verhaltungsmaßregel. Den Umstand aber, daß er gegenwärtig fast immer in der Kutsche saß und von Ort zu Ort und Wirtshaus zu Wirtshaus fuhr, um etwas Wein und Torfstreu zu verkaufen und endlich einmal den „Goldenen Anker" loszuwerden, verschwieg er selbstverständlich. Er machte ja nicht einmal mehr dem Freund Engelbert oder der Mama einen flüchtigen Besuch, wenn er nun wieder und wieder auch in der Bezirksstadt auftauchte, sondern fuhr vielmehr auf einem Umweg durch fremde Straßen um die bekannten Häuser herum. Auch davon, daß ihm der Schwager Kasimir wegen Paulas Heiratsgut den Teufel ins Herz gesetzt hatte, sagte er keine Silbe. Er brauchte jetzt vor allem Ruhe, um den „Goldenen Anker" an den Mann zu bringen. Das durfte durch nichts gestört werden. Dann würde er mit einem Schlag den immer ungestümer anklopfenden Sorgen

entronnen sein. Und dann würde wohl auch die Mutter, wenn sie alles plötzlich so wohlgeordnet vor ihren Augen verwirklicht fände, sich noch einmal aufrichten.

„Jetzt kommt bald 's Frühjahr, und dann kommt der Sommer, und dann geht Ihr noch einmal in die Haselnüsse, Mutter," scherzte er.

Die Kranke schüttelte leise den Kopf. „Ich glaube es nicht, Medard."

„Warum auch nicht? Freilich geht Ihr noch einmal in die Haselnüsse," entgegnete er.

„Vielleicht bin ich schon gestorben bis dorthin," sagte sie und legte stille das Haupt zur Seite.

„Redet nicht so heraus, Mutter." Er zürnte ihr förmlich. „Natürlich werdet Ihr wieder gesund. Ihr dürft nicht so reden."

„Bist auch immer gut zu deiner Frau, Medard?" fragte die Kranke. Die Worte klangen wie von ferne und wie mitten aus der Nacht heraus, daß es ihn plötzlich fröstelte.

„Natürlich bin ich gut zu ihr. Selbstverständlich. Macht Euch nur um uns keine Sorgen. Nicht wahr, Mathilde? Ihr habt jetzt weiter nichts zu tun, als wieder gesund zu werden. Hat Bernhard schon wieder geschrieben?"

„Jawohl", lächelte die Mutter selig. „Nur schade, daß ich von den Leckereien, die er geschickt hat, nichts essen kann."

„Er beschämt uns alle," sagte Mathilde bewegt.

„Ich kann mich über keines beklagen," erklärte die Kranke, indem sie dankbar die Hände erhob, die ihr aber gleich wieder auf die Decke niedersanken.

Dem Ankerwirt ging ein eisiger Schauer durch den Leib. —

Auch Mathilde hatte nun, insoweit wenigstens als die Liebe in Frage kam, ihre Heimlichkeiten vor der Mutter. Der Geliebte weilte seit einiger Zeit auf Veranlassung seines Vaters in der Großstadt. Seine Briefe wurden jetzt auf einmal seltener, bedächtiger, nüchterner. Vielleicht würde er, so teilte er mit, diesmal ein ganzes Jahr lang von zu Hause weg sein müssen oder noch länger; denn er müßte noch diesen und jenen Geschäftsbetrieb gründlich kennen lernen, ehe er daran denken durfte, die elterliche Fabrik zu übernehmen. Das waren auf einmal bedenkliche Wandlungen, die der armen Mathilde viele heimliche Tränen kosteten. Sie fühlte es, daß die Berge zu wanken begannen, aber sie durfte sich nichts anmerken lassen. Sie mußte wie Medard den Frieden vortäuschen, wenn die Mutter wieder genesen sollte. Es war fast gut für sie in dieser Zeit, daß der Tod so in der Nähe drohte, und daß man die eigene Not vergaß, solange es um das Leben der Mutter ging.

Die Mutter hätte von keinem Engel besser verpflegt werden können. Sie empfand das auch und strömte in Dankbarkeit gegen die Tochter über. Sie versprach jetzt sogar, ihr den seinerzeit immer

wieder verweigerten Tanzkurs nun im nächsten Sommer bestimmt zu erlauben. Sie fing selber damit an und verlangte schließlich, daß Mathilde, koste es, was es wolle, diesmal sicher dabei sein müsse. Sie versprach der Tochter ferner für diese Gelegenheit eine Seidenbluse und Lackschuhe und sogar ein silbernes Armband. Und so redeten sie nun, während der Tod im Häuschen lauerte, von Tanz und Ballkleidern und Ausflügen in die Nachbarschaft.

An einem sonnigen, fast sommerlichen Lenztag brachte Medard einmal eine Handvoll verfrühter Primeln, die er, dunkel vor sich hingrübelnd, auf dem Weg von Schöckbuch nach der Stadt am hohen Staigstockrain wie ein Glück zufällig entdeckt hatte.

Er war, zumal auch die Mutter in diesen Tagen noch einmal wundersam auflebte, jetzt sehr glücklich über seinen Fund.

„Nun möchtet Ihr aber gewiß bald wieder gesund werden, nicht wahr, Mutter?“ fragte er, am Fenster in der Sonne stehend.

Die Kranke lächelte.

„Wenn ich diese schönen Blumen sehe und nun alle meine Kinder so brav weiß und gut versorgt weiß, möchte ich, wenn Gott will, schon noch mal gesund werden,“ sagte sie leise.

Er wandte sich ergriffen zur Seite. —

Schon nach einigen Tagen aber, als das Wetter plötzlich vom Weißen ins Schwarze um-

schlug, verschlimmerte sich der Zustand der Kranken. Sie ward auf einmal wieder unruhig und von dunkeln Ängsten heimgesucht, und die Pappeln vor dem Fenster an der Schöckbucher Straße nahmen nun oft ganz schreckvolle Umrisse an, waren Riesen mit Stummelarmen und Wölfe, die an Leitern emporklommen, und anderes Unheimliche.

Als Mathilde am Sonnabend, nachdem sie den mit roten, ausgetretenen Fliesen belegten Küchenboden aufgewaschen, nun mit gerafften Röcken, an jedem Arm eine eben gefüllte Wasserkanne tragend, von dem einige Häuserlängen über die Straße stehenden Rohrbrunnen zurückkehrte, hörte sie beim Eintreten in den Hausgang plötzlich ein lautes, furchtbares Röcheln. Sie stellte die Kannen entsetzt nieder, daß das Wasser in Wellen über den Rand der Gefäße floß, und eilte, ohne die Haustüre zu schließen, in die Stube.

„Mutter! Um Gottes willen, Mutter!"

Sie konnte weder die Nachbarn noch sonst jemand rufen, so unversehens rasch war das jetzt gekommen.

Und nun, da die Mutter nimmer hören wollte und kein Zeichen mehr gab, überfiel es sie plötzlich, daß sie allein im Haus war und allein auf der Welt stand, namenlos allein. Sie sank schluchzend an der Bettlade der Toten nieder und drückte ihr Gesicht gegen die Kissen.

Draußen aber fiel indessen ein wundersam friedvoller, feierlicher Abend herab. — — — — —

Die Bergwegspappeln, schon so hoch,
Steigen nun viel höher noch
In eine ahnungsvolle Nacht,
Darin bald Gottes Sternwelt wacht.

Der Wiesengrund ruht taubenetzt,
Und Abendglocken läuten jetzt
Gewiß den letzten Frieden ein
Für alle, die in Not und Pein.

So bange nicht, du Schmerzensblut;
In Todes Tiefen schläft sich's gut,
Darauf die Nacht ihr Dach gespannt,
Und Stern an Stern ist angebrannt.

*

Im „Goldenen Anker" zu Schöckbuch kam um diese Stunden im Nebenzimmer bei verschlossenen Türen nach tagelang sich hinschleppenden Verhandlungen endlich der Verkauf des Gutes zustande.

Der Käufer war ein junger Bauernsohn aus der Umgegend, der in der nächsten Zeit mit einer Wirtstochter Hochzeit halten wollte.

Es hatte schwere Mühe gekostet, bis der Käufer schließlich eingeschlagen hatte, und oft schien es dem Medard, als wäre das Verkaufen des Anwesens noch viel schwerer gewesen als seinerzeit die Übernahme.

Aber nun war der Handel gelungen. Und der Ankerwirt hatte dabei noch das besondere Glück,

daß der Käufer ein Mann war, der die ganze Kaufsumme gleich in Bargeld erlegen konnte.

Im ersten Freudenrausch telegraphierte er das Ereignis an Mama. Und sogar dem Schwager Kasimir sandte er ein Telegramm. Alsdann ließ er den Braunen anschirren und vor die Kutsche spannen, um nach der Stadt zum Pfründhäuschen zu fahren.

Die Luft war kühl, und schon zitterten die ersten Sterne.

Ob er der Mutter den Verkauf gleich kundtat?

Oder ob es am Ende doch nicht klüger war, damit noch zu warten, bis ihr Befinden sich gebessert hätte?

Er entschied sich für das letztere.

Die plötzliche freudige Aufregung würde ihr nur Schaden bringen. Immerhin würde er ein paar entsprechende Andeutungen nicht unterdrücken können. Er freute sich sehr darauf.

Wie er aber an den alten Pappeln vorbei den Staigstock hinunterfuhr, gewahrte er plötzlich ungewohnte Lichter in dem Häuschen und sah, daß mehrere Frauen in schwarzen Schürzen in der Türe aus und ein gingen.

Beinahe hätte er den Wagen samt Pferd den hohen Abhang hinabgestürzt, so furchtbar zuckte er in einem einzigen Schreckensruck am ledernen Leitseil.

Der Braune bäumte sich auf und zitterte.

In einem Satz sprang Medard aus der Kutsche.

Zuerst wollte er wieder umkehren und Paula holen.

Dann aber entschloß er sich doch, weiterzufahren.

Er stieg nicht mehr in den Wagen.

Er wollte der Toten zu Fuß entgegengehen.

Am ersten Haus übergab er das Fuhrwerk dem Wagner Scheffold. Und nun wankte er allein, mit unsicheren, leise taumelnden Schritten dem erhellten Häuschen zu.

Mathilde schrie auf, als sie ihn erblickte, und warf sich ihm an den Hals, als er die kleine Stube betrat, worin jetzt bereits die Nachbarsfrauen standen und laut beteten: „Herr, gib ihr die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihr. Herr, laß sie ruhen im Frieden, Amen. Vater unser.“

Medard glaubte den Boden unter sich zu verlieren.

Er getraute sich noch nicht, die Augen zu der Toten zu erheben. Doch als er endlich hinschaute, war auf einmal alles wie verwandelt, und das Natürliche war nun ganz ruhvoll und natürlich.

Wie ein tiefer, kühlender Friede senkte es sich ihm ins Herz, da er nun die Mutter so sanft und versöhnt in ihrem Bette schlummern sah. Der Mund war etwas eingesunken, und die Wangen zeigten tiefe Gruben, aber das Haar war schön braun wie immer und frisch und kaum von einigen hellen Fäden durchzogen.

Es war wunderschön und friedvoll.

Er hätte heucheln müssen, wenn er jetzt mitgeweint und mitgejammert hätte.

Er vergoß keine einzige Träne an diesem Sterbebette.

Aber er hätte die Tote wie eine Geliebte auf den Armen durch die Welt und durch die Ewigkeit tragen können. So schön und liebreich lag sie da, und so friedvoll war das alles.

Es war vielleicht zu früh gewesen. Aber es hätte nie schöner und friedvoller zu Ende gehen können.

Medard tröstete die Schwester. Dann bestieg er seine Kutsche wieder, um Paula zu holen und den Anverwandten zu telegraphieren. Dem Schwager Kasimir depeschierte er nur kurz: Mutter soeben gestorben.

Aber an den Stiefbruder Bernhard sandte er eine lange, umständliche Depesche, worin er ihm mitteilte, er möchte sogleich seine Stellung aufgeben und in die Heimat abreisen, da die Mutter schwer erkrankt sei und man bei ihrem Alter alles befürchten müsse. —

Sechstes Kapitel

Es war doch wundersam erhebend, wie nun die alte Ankerwirtin, die der Welt längst gestorben war und vergessen schien, zur letzten Ruhe bestattet wurde, und die alte Wahrheit rechtfertigte sich wieder einmal, daß das Volk, wann nur die schönen, besseren Gefühle in ihm aufleben, im Grunde doch ein herrliches Gottesgeschöpf ist. Wie hätten sich sonst alle diese verstreuten Leute der entlegenen Gehöfte und Höfe bis auf drei, vier Stunden im Umkreis entsinnen mögen, daß sie soundso oft bei der nun verblichenen Ankerwirtin eingekehrt hatten und redlich bedient worden waren, daß man einmal seinen Regenschirm dort hatte stehen lassen und wieder unverletzt zurückerhalten, daß die vernünftige Ankerwirtin einen im Rausch mit wohlmeinenden Worten heimgeschickt und den üblen Weg durch den stockdunkeln Wald abgeraten, wo dann in derselben Nacht ein angetrunkener Heimwanderer irregegangen war und den Fuß gebrochen hatte, daß die Ankerwirtin dem Begräbnis des Großvaters und der Hochzeit des Bruders des Tochtermannes beigewohnt, daß sie einem vor Jahren einmal ein Sonnendach, einen Melkkübel, eine Gartenhacke abgekauft oder einen Kälberstrick geliehen hatte, daß man zu Lebzeiten ihres ersten Mannes Rombold vom „Goldenen Anker“ den Torf bezogen, etliche Fuhren Ziegel dorthin geliefert

hatte oder an einer ofterzählten, nachträglich so ergötzlich sich ausnehmenden heidenmäßigen Rauferei in der Ankerwirtschaft beteiligt gewesen war, daß man mit ihrem zweiten Manne, dem kühlen, nüchternen Veittinger, zur Werktagsschule gegangen, daß man von dem Sohne Medard den Wein gekauft, Torfmull und Brenntorf bezogen oder mit ihm getanzt und gefestet hatte, daß man die Tochter Mathilde oder Hermine oder den jüngeren Sohn Bernhard gut kannte und so fort.

Und was diese Ankerwirtin in ihrem Leben nicht alles hatte durchkämpfen müssen!

Der Ruf davon lebte weitum in der Gegend. Und das Volk hat, freilich oft reichlich spät, zuletzt doch ein dankbares, treues Gedächtnis für das Edle im Leben seiner Mitmenschen.

So trafen sich denn bei der Bestattung der alten Ankerwirtin Leute, die einander seit zehn und zwanzig Jahren nimmer gesehen hatten und nun einander bei diesem Anlasse wieder einmal einige Worte austauschten.

Die Verwandtschaft aber stellte allein für sich eine Art Volk im kleinen dar, das stark genug gewesen wäre, dem heutigen Tag das Gepräge des Außerordentlichen aufzudrücken. Da standen die Gelbroten, Pechschwarzen, Dunkeläugigen aus Veittingers Heimat etwas abseits von den anderen in einem vollen dumpfmurmelnden Kreis, eine ziemliche Weile brauchend, bis sie sich zögernd und ein

wenig fremd und kühl unter die lautere Woge der Blonden, Weißköpfigen, Blauäugigen mengten. Es war beinahe, wenn man sich hier so ausdrücken darf, ein internationales Bild, das dieser lange Leichenzug vom „Goldenen Anker“ aus über den Kreuzweg zum hochgelegenen Friedhof hinan bot. Die Tafernwirtschaft aber konnte die Horde der Verwandten kaum verschlucken, die nachher in beiden Stuben und im Saal bei Gebet und Bier und Emmentaler Käse das Totenmahl begingen. Es waren wundersame, schauerlich großartige Augenblicke, als aus dem weiten Tanzsaal im oberen Stock und von beiden Stuben im Erdgeschoß her die Gebete für die Entschlafene wie um die Wette durch das Haus dröhnten, indem bald die Beter im Saale oben einsetzten, die Chöre der anderen überstürzend und bewältigend, bald die in den Stuben und im Hausgang unten ihre Vaterunser siegend auftürmten, so oft eine Türe ging oder ein neues Fenster geöffnet ward.

Medard gelangte eigentlich jetzt erst durch diese Menge zum klaren Bewußtsein, welch ein reiches, fruchtbares Leben diese eingezogene, bescheidene Frau, die er seine Mutter nennen durfte, gelebt hatte. Er stand nun klein und verwettert an seinem Platz, gedrückt von dem Gefühle, als müßte ihm ein jeder, der ihm Beileid bezeigend die Hand reichte, ansehen, wie winzig und kläglich er sich vorkam.

Paula machte ihre Sache heute gar nicht

übel. Sie begrüßte und unterhielt die Vettern und Basen ganz leidlich umgänglich und gefiel diesmal jedenfalls allerseits viel besser als am Hochzeitstag.

Freilich, als die vor und nach dem Mahle gebräuchlichen Gebete verrauscht waren und der ungewohnte Vormittagstrunk, den die Männer bis in die Nachmittagsstunden hinein verlängerten, allmählich seine Wirkung tat, gewann die allbestrickende Kellnerin Anni wieder die Oberhand. —

Mama und Rösle waren an diesem Tage ausnehmend blaß und ernst. Trugen sie doch außer der allgemeinen Trauer noch etwas wie eine geheime, eisige Furcht in der Seele. Der eifervolle Schwager Kasimir hatte seine ungestüme Sache vielleicht gut machen wollen, aber er hatte sie in Wirklichkeit sehr schlecht gemacht. Er hatte bald da, bald dort bei den Gläubigern des Herrn Vetters, wie er Mamas Bruder zu benennen pflegte, herumgefragt, bis dieselben schließlich nachdenklich und stutzig geworden waren. Und zuletzt hatte er sogar, als ihm die Auskünfte immer brenzliger vorkamen, geglaubt, Mama als die Hauptgläubigerin warnen zu müssen.

Aber was wollte Mama nun Entscheidendes tun?

Sie konnte doch ihrem einzigen leiblichen Bruder nicht den Boden unter den Füßen fortnehmen. Die zu fordernden Kapitalien waren noch nicht

einmal das ärgste, obwohl Frau Munk beinahe ihr gesamtes Vermögen bei dem Bruder stehen hatte; sie hatte sich noch obendrein durch Bitten und Drohungen und all die üblichen Kunststücke der Bedrängten bestimmen lassen, dem Bruder Bürgschaft zu leisten. Ein Glück, daß Kasimir wenigstens davon, wie es schien, noch nichts erfahren hatte. Und nun ruhte die ganze bange Zukunft der Frau Geometer auf diesem morschen Pfeiler. Wenn Kasimir richtig vorhersagte, dann würde sie an irgendeinem erstbesten Tage mit einem Schlag in das buchstäblichste Elend versinken. So viel aber war ganz gewiß: Kasimir hätte seine ungeschickten Hände aus dem Spiel lassen müssen. Vielleicht hätte sich dann doch noch alles zum Besseren gewendet. Der Bruder war heute nicht anwesend, obschon er in einem Brief seine Teilnahme an der Trauerfeier ausdrücklich versprochen hatte, um bei dieser Zusammenkunft namentlich auch der Schwester seine Vermögenslage einmal klar anzugeben.

Und nun hatte er doch nicht Wort gehalten.

Warum wohl nicht?

Es waren bange Zweifel, die im Herzen der Frau Munk Raum gewannen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Kasimir und Hermine saßen oben an der Tafel mit der grünen Platte auf einer der langen gelben Bänke, gerade unterm Christuswinkel. Sie machten

heute beide einen recht wohlgenährten Eindruck. Hermine war zwar immer noch etwas schmal von Gestalt, aber frisch und gesund von Gesicht. Ihr Mann vollends gedieh wie ein Kürbis. Sein stolzer, weißblonder Reiterbart, der neuerdings eine Schwenkung nach oben widerwillig hatte vollführen müssen, redete allein eine Sprache für sich. Man merkte den beiden deutlich an, daß sie über sehr Wichtiges sich unterhielten, wobei ihnen zuweilen die Nachbarschaft und das Totenmahl für die Mutter und alles um sie her entfloh. Obschon sie wie immer miteinander einig waren, schien es doch manchmal, als bestände da und dort eine gewisse Gegnerschaft zwischen ihnen; so scharf und angespannt waren ihre Gesichter. Kasimir hatte oft ganz drohende Augen. Er zog das Kinn herauf, stülpte die Unterlippe heftig gegen die Oberlippe und erschöpfte sich in blitzschnellen Bewegungen des Kopfes und der Hände.

Auch Hermine trug ein hölzernes, hartes, unerbittliches Gesicht, und aus der Art, wie sie den Mund formte, erkannte man, daß Geiz und Neid und Erwerbssucht und andere unschöne Gefühle ihre kleine Seele bewegten.

„Jedenfalls fahre ich zur Testamentseröffnung wieder an Ort und Stelle," sagte Kasimir, indem er mit dem Messer seine ganze Portion Emmentaler Käse ein für allemal in nicht sehr kleine Würfel zerlegte, „und ich sorge auch dafür, daß bis dahin

die fürstliche Krone des Herrn Vetters ganz gründlich auf ihre Echtheit untersucht ist. Wie ich letzthin in Erfahrung gebracht habe, hält sich dieser Mühlen- und Rittergutsbesitzer viel mehr in Berlin, München, Paris und Monako als auf seinem Rittergut auf. Wäre nochmal schöner, wenn wir eines Tages dieses Windbeutels wegen unser verdientes kleines Erbe einbüßten. Falls aber Medard etwa seine Mitgift nicht bekäme, wäre er selbstverständlich trotz des verhältnismäßig günstigen Verkaufs ja nie und nimmer imstande, seine Geschwister auszubezahlen."

Er trank sein halbvolles Glas in einem Zug zu Ende und hielt das leere Gefäß in die Höhe, bis Anni herbeikam und es ihm abnahm.

„Es handelt sich doch auch um Mathilde und Bernhard, die, wenn dieser Herr Vetter umkippte oder, wie man sich bei so feinen Leuten ausdrückt, seine Insolvenz erklärte, die dann beide ebenfalls keinen roten Pfennig erhielten. Schon der Geschwister wegen habe ich also die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, die Angelegenheit in Fluß zu bringen, da scheint's ja doch niemand in der Familie die Kraft und die Einsicht dazu besitzt."

Die letzten Worte klangen ziemlich unecht.

Aber Ton und Gebärden waren wieder sehr echt, als er fortfuhr: „Wenn wir nicht zum mindesten noch sechs- bis achttausend Mark bekommen, bin ich imstande, das Testament anzufechten. Deine

Aussteuer ist, wenn hoch gerechnet wird, zweitausend Mark wert; keinen Pfennig mehr. Und ich würde es mir bestens verbitten, sofern sie etwa mit viertausend veranschlagt wäre. Zwei Schränke und das rote Sofa im grünen Zimmer habe ich ja selber gestellt, und zwei schöne Betten ebenfalls. Es wird doch am Ende niemand glauben, daß wir uns mit deiner Aussteuer und ein paar tausend Mark abfinden lassen? Wir haben bereits drei Kinder. Medard hat deren nur zwei. Mathilde und Bernhard aber sind noch ledig. Wer kann da wissen, wie es noch geht? Vielleicht verheiraten sich die beiden gut, vielleicht sogar sehr gut, und dann sind wir zwei die Lackierten, wir, die mit dem ohnehin so mageren Gehalt ohne Zins und Zuschuß in der Großstadt leben sollen. Na, ich danke! Ich werde desgleichen auch nicht nachgeben, bis wir nicht wenigstens noch eine von Mutters eichenen Bettladen im Pfründnerhaus und etwa den gelben Schrank, der in der Schlafkammer steht, zugebilligt bekommen. Auch den großen Waschkorb, der ja seinerzeit ausdrücklich für dich beschafft wurde, und den wir damals aus reiner Gefälligkeit der Mathilde eine Zeitlang überlassen haben, muß wieder an unsere Adresse zurück. Mathilde soll sich eben dann in Gottes Namen einen neuen beschaffen, was ihr ja, wenn sie einmal ihr Vermögen in den Händen hat, nicht schwer fallen kann. Ungeschickt übrigens, daß Bernhard noch nicht hier ist. Ich

hätte zu gern einmal klipp und klar über all diese Dinge mit ihm gesprochen; dann hätten wir wenigstens eine Stimme auf unserer Seite gehabt. Mit dem hitzköpfigen Ankerwirt ist doch nicht zu reden. Aber wenn ich schon einmal hierher gefahren bin und Urlaub genommen habe, kommt es mir auf einen oder zwei Tage mehr oder weniger nicht an. Bis dahin wird Bernhard wohl eintreffen. Was er nur immer so in der Welt herumreisen mag. Ein Geld bringt er ja doch nicht nach Hause. Wozu dann dies Herumvagieren? Und was er nur wieder in Südrußland verloren hat. In meinem Leben habe ich noch nie gehört, daß ein Mensch in Südrußland irgend etwas holen wollte."

„Er wird nicht wenig erschrecken, wenn er die Mutter schon unterm Boden findet," sagte Hermine, beide Augen mit dem Taschentuch abtupfend.

„Er ist etwas weich, fast zu weich für meinen Geschmack," bestätigte Kasimir. „Er schlägt in dieser Beziehung mehr in die Art der Rombold, die ehrlich gestanden meine Leidenschaft nicht sind."

Medard schaute den beiden schon eine geraume Weile zu. Länger konnte er den Anblick nimmer ertragen.

Er erhob sich, schritt längs der Tafel hin, setzte sich auf das Ende der gelben Tannenbank dicht neben das Paar und sagte: „Wie geht es euch beiden immer? Ich habe noch gar keine Gelegenheit gefunden, mich danach zu erkunden. Was machen

eure Kleinen? Und warum habt ihr zum Beispiel den Hippolytle nicht mitgenommen?"

*

Einige Tage darauf erreichte auch Bernhard die Heimat.

Kasimir hatte ihn nun doch nicht mehr sprechen können; der Urlaub hatte sich doch als zu kurz erwiesen.

Das war bitterschade.

Die Mutter aber lag schon gut und heimisch in der Erde, und die Kränze lagen schon verwelkt auf der hellbraunen Scholle, als ihr Lieblingssohn aus der Ferne sie besuchen kam.

Bernhard hatte diesmal ein ziemlich bleiches Aussehen.

Und jetzt, da er mit weißen, fast durchsichtigen Ohren und zwei dicken, sich immer wieder erneuernden Tränentropfen auf den Nasenflügeln, im Innersten zerwühlt, aber tapfer wie stets, vor dem frischen Erdhügel stand, sah er beinahe krank aus.

„Barbara Beittinger, Wirtin zum Goldenen Anker zu Schöckbuch," las er da immer wieder von dem schlichten, vorläufigen Holzkreuz ab. —

Es war wie ein schwerer Traum; unglaublich und unbegreiflich.

Siebtes Kapitel

Nicht lange nach dem Tode der alten Ankerwirtin stellten die Gläubiger des Herrn Vetters ihre Anträge auf die Eröffnung des Konkurses. Die Kunde dieses Ereignisses, obwohl längst vorgeahnt und gefürchtet, drang nun doch wie die Posaunen des Weltgerichts in die Ohren der Betroffenen. Die Bürgschaft der Frau Munk, von welcher nicht einmal der allwissende Schwager Kasimir Kenntnis gehabt hatte, steigerte die Schrecken ins Grenzenlose.

Kasimir sandte Brief auf Brief, worin er mit gerichtlicher Klage und ewiger Feindschaft drohte, insofern er nicht seinen rechtmäßigen Vermögensteil zugemessen erhalte.

Über Mama aber, die doch nur ihrem Bruder die Geschwistertreue gehalten hatte, brach nun eine Sintflut von Vorwürfen herein. Verwandte und Nachbarn und wer nur im Besitze eines Mundes war, verschenkten jetzt ihre Meinung. Ein jeder wollte klüger gewesen sein als der andere. Nur helfen wollte keiner.

Bernhard blieb in diesen herben Zeiten der einzige Mensch, der sein Herz treu und rot erhielt.

Er deckte die Frau Munk nach außen mit seinem Rücken, wo er nur konnte, und verteidigte sie gegen die erbosten Verwandten. Und die freien Wochen,

die er jetzt seit Jahren zum erstenmal wieder genoß und die er auf den erschütternden Todesfall hin so gut für sich selber hätte brauchen können, benutzte er dazu, für Mama all das ungestüme schriftliche Hin und Her zu erledigen.

Eines Abends aber, als er mit ihr und Rösle einsam in dem stillgewordenen schönen Haus in der Bezirksstadt bis tief in die Nacht hinein saß und sie gemeinsam die dunkle Zukunft berieten, warb er ganz unerwartet um Rösles Hand.

Mama erschrak.

Durfte sie es geschehen lassen, daß dieser edle Mensch sein junges Leben mit dem Unglück des Hauses verstrickte?

Aber gegen eine so schöne, tiefe Kraft mochte kein ernsthafter Widerstand aufkommen.

Und Rösle machte erst recht keine Miene, sich gegen das Glück zu wehren.

Diese jüngsten Unglückstage hatten da aus lauter Gold eine Liebe geschmiedet, wie es reiner und edler selten eine gegeben.

Sie fühlten es beide.

Und Bernhard war ja im Grunde der Seele so froh, daß er nun der reichen Senze, die ihm immer schon alljährlich zweimal den Laufpaß geben wollte, die Freiheit lassen konnte. Sie besaß von ihm den Papagei, der so gemütvoll Senze sagte. Und mehr hatte sie von ihm eigentlich nie besessen. —

Bernhard würde, so plante man, in einer Stadt der Heimat eine neue Stellung suchen, dann sobald wie möglich Hochzeit machen und dann auch Mama zu sich ins Haus nehmen. Insoweit die Wohnungseinrichtung nicht zu beschaffen wäre, würde man die Möbel zunächst eben mieten und späterhin durch Kauf erwerben. Bis eine entsprechende Stellung vorhanden wäre, sollte Rösle noch in irgendeinen Dienst treten. Das würde ein schwerer Schritt sein, aber die Aussicht auf den nahen Ehestand würde schon über das bitterste hinweghelfen.

*

Der Ankerwirt schwankte in diesen Tagen an einem Abgrund hin. Er ging mit zerbrochenem Willen umher, wie gestört und seelisch gelähmt, und besaß weder die Kraft sich zu halten noch zu stürzen. Der Verlust der Mitgift war es nicht allein, was ihn vernichtete. Sein ganzes Leben war verfehlt, verpfuscht, verpfändet. Und es war ganz einerlei, was nun kommen wollte.

Der Erlös aus der Ankerwirtschaft erwies sich immerhin als zureichend, den Schwager Kasimir im Einvernehmen mit den übrigen Geschwistern bis auf den letzten Heller und Pfennig zu befriedigen. Medard stellte dem Schwager das Geld ohne ein einziges Begleitwort durch die Post zu.

Auch Mathilde erhielt noch nach dem Willen

der Brüder eine allerdings recht unbeträchtliche Summe.

Bernhard verzichtete aus freien Stücken auf alles.

Als dann das Testament der Mutter eröffnet ward, welches für alle so liebevoll sorgen wollte und das so zähe gegen alle Schicksalsschläge verteidigte, viele Jahre hindurch gehaltene, zuzeiten teilweise verlorene und wiedergewonnene Vermögen peinlich gerecht verteilte, war es durch das Übereinkommen der Geschwister eigentlich gegenstandslos geworden. Die Erben konnten nur noch der Form gemäß ihre Namen aufs Papier setzen und der sorglichen Mutter in Tränen gedenken.

*

Im August, da im Gemüsegarten der Ankerwirtin die Bohnenblüten prachtvoll flammten, die Wiesen um Schöckbuch im zweiten kühleren Grumtgrün sich dehnten, die Äste der Obstbäume sich unter der Last des Segens bogen, die Kornfelder von Schnittern wimmelten und im Ried die Pyramiden gedörrten Torfes und die gefüllten Hütten sich türmten, verließ Medard mit Paula und den beiden Kindern das elterliche Anwesen.

Damals, als er im Nebenzimmer mit seinem Nachfolger unterhandelte, war es sein eigener, freier Wille gewesen, den „Goldenen Anker“ zu veräußern und aus Schöckbuch fortzuziehen, jetzt aber

fühlte er sich wie verstoßen und verjagt und in aller Welt geächtet. Er hatte sich vorgenommen, nicht mehr umzuschauen.

Aber da sagte nun sein Erstgeborenes, als man die Höhe des Staigstocks erreichte: „Guck, Papa, dort sieht man unser Haus noch einmal, den Nußbaum und die Fenster unserer Kammer. Und guck, das Hausdach sieht grad aus wie eine große Rose."

Unwillkürlich wandte er sich noch einmal um. „Ja, ja," sagte er erschüttert.

„Und guck, dort vornen sieht man das Haus der Großmutter," fuhr das Mägdlein fort, den gestrafften kleinen Zeigefinger ins Blau bohrend.

„Komm," mahnte er gedämpft, „wir haben jetzt keine Zeit zum Gucken. Wir müssen laufen, was wir können, sonst versäumen wir den Zug. Und unser Gepäck wird unterwegs auch nicht leichter, sondern immer schwerer." Er zog das Kind nachdrücklich bei der Hand weiter.

Auf dem Bahnhof trafen sie dann mit Mama zusammen, die scheu, verscheucht und mit roten Mälern auf den Wangen in einem Winkel des Wartsaals saß.

Man hatte augenblicklich keinen anderen Ausweg gefunden, als Mama eben in Gottes Namen vorläufig bei dem Schwiegersohn unterzubringen.

Dumpf und widerwillig hatte sich Medard auch darein gefügt.

Die Kellnerin Anni war guter Dinge, mit dem Versprechen, hin und wieder eine Karte zu schicken, in ein Schweizer Hotel abgereist.

Mathilde schaltete als Stütze einer Beamtenfrau am Rhein.

Und Rösle diente als Kindermädchen in einem kleinen Markt bei München.

Drittes Buch

Erstes Kapitel

Der gewesene Ankerwirt hatte nimmer wählerisch sein dürfen. Er hatte darum einfach die erstbeste Gelegenheit beim Schopf ergriffen. Es war ja auch ganz einerlei, wo man nun seine Trümmer niederlegte.

Der Ort, in dessen Plan die Pachtwirtschaft zur „Zange" sich demütig einfügte, lag über der Nordgrenze des Landes in einem jähen, nur durch eine schmale Talrinne gelichteten Napf einer weiten, kornreichen Muschelkalkebene und bestand fast ausschließlich aus sehr alten, kraus aneinander gebauten Häusern mit spitzen, schmalen Giebeln und verbogenen dunkeln Ziegeldächern. Er war so recht das Bild einer verwelkten, schlummernden Vergangenheit, die keine neuen Triebe mehr aufbrachte.

Als die neuen Pächtersleute die von außen kümmerlich getünchte Zangenwirtschaft antraten, aus deren schadhaftem Verputz da und dort das bloße wurmstichige Gebälk hervortrauerte, beschlich sie alle ein Gefühl, als wandelten sie einem sicheren trostlosen Ende zu.

„Den abscheulichen Faßreifen da hätte der Herr Vorgänger wenigstens mitnehmen können," sagte Medard düster. Er riß den an einer halbgebrochenen, windschiefen Lattenspitze des von Nesseln und Brombeergesträuch überwilderten Gartenzaunes hängenden rostigen, verbogenen Faßreifen samt der

Lattenspitze ab und schleuderte ihn im Zorn über den kleinen Garten hinweg in einen Wirrwarr von Steinen, Schutt und Scherben.

Auch das Innere des neuen Heims mit den von Rauch und Fliegentupfen gedunkelten Wänden, den an den Dielenboden angeschraubten uralten Tischen mit den abgescheuerten Fußbrettern, den notdürftig geflickten groben Ledersitzbänken wies wenig auf, was einem das gedrückte Herz gehoben hätte.

„Vielleicht hätten wir doch noch etwas anderes finden können," sagte Paula unwillkürlich, das Wort indes sofort bereuend.

„Ist grad gut genug für unserlei Glück. Paßt aufs Haar für unser Glück," versetzte Medard bitter.

Die Frauen schwiegen.

Sie fühlten, daß das Unheil in ihrer Nähe lauerte.

Schon der Anfang war bedrückend und beängstigend. Aber im Lauf der Zeit gestalteten sich die Dinge immer ungemütlicher.

Paula starb schier vor Leid um das entschwundene Oberland. Wenn Mama nach Rösles Verheiratung sie verließe, würde sie es nicht mehr vermögen, hier weiterzuleben.

Mama blieb klein, still. Vom Schicksal verdonnert. Jeder Hoffnung verwiesen.

Und Medard rettete sich ins Trinken. So erhielt er wenigstens das Bier frisch, das die Menschen

dieser Gegend, wo das Brot nicht schmeckte und die Mundart die Ohren beleidigte, ihm nicht abtranken. Der Zangenwirt wurde dick und rund davon, und ein rotes Gesicht bekam er wie ein Pfründner, der im Fett sitzt. Er gab sich keine Rechenschaft mehr darüber, daß er den Tag hindurch soundso oft hinter den Schanktisch trat und Glas um Glas in seinem Hals aufhob. Die Gewohnheit gab den Segen, und das Schicksal gab die Erlaubnis dazu.

Die Frauen aber durften kein Wort dawider reden; denn Medard ließ gegenwärtig ohnehin oft Andeutungen fallen, die die Furcht vor einem nahen Unheil wachriefen. Er lächelte dabei, aber man erlitt doch die sichere Überzeugung, daß er mit dem Tod und allem Schrecklichen spielte. Und manchmal vergaß er sich und bestätigte dann durch plötzliche, dunkle Bewegungen und Gebärden das Grauenhafte. —

Hin und wieder langte von irgendwoher, wo es einen schön und hell dünkte und wo man auch hätte sein mögen, aus Genf, aus Wien, aus Venedig ein Brief von Annis Hand ein, auf einem Briefpapier, das an eine volle, sorglose, offene Welt erinnerte.

Medard sagte nie ein Wort davon. Er nahm die Briefe in Empfang, steckte sie ein und las sie in einer Einsamkeit. Dann konnte er manchmal wie ein Verwirrter toben und in der Trunkenheit den Unmut an den Frauen verkühlen. Es waren Tage,

die lebhaft an jene Zeit erinnerten, da er wider Mutter und Schwester um die Liebe und den „Goldenen Anker" gestritten hatte. Einmal warf er im Zorn und im Rausch eine Reihe geschliffener Weingläser gegen den Schankboden. Und die Frauen durften dazu stille schweigen und die Scherben auflesen.

Er fühlte es: er würde noch ins Tollhaus kommen, wenn es so fort ging. Und er fühlte, wie das Blut des Vaters aus ihm redete, und wie die Grenze, von wo aus alle Wege ins Dunkle führten, ihm nahe war.

Er wußte, daß er das Geschäft nur herunterbrachte und Frau und Kinder dem Verhängnis zutrieb.

Das alles wußte er. Aber er dachte nur an sich.

Wenn er Augen für andere gehabt hätte, wäre er erschrocken über die Unbekümmertheit, mit der er über das Leben der anderen verfügte. Dann hätte er mit Entsetzen entdeckt, wie Mama, diese schöne, stolze Frau von damals, in seinem Schatten gealtert hatte, wie sie alte Blusen austrug und die Magd im Hause ersetzte, die es nimmer leiden mochte.

Aber er bemerkte von alledem so gut wie nichts; er sah nur sich selber und den eigenen Verfall.

Als Paula am Ende des zweiten in der Zangenwirtschaft verbrachten Jahres wieder eine Mutterhoffnung im Herzen trug, verschlimmerten sich die Zustände noch.

Dies ungewollte neue Wesen war überflüssig, ehe es noch in den Tag blickte.

Medard wiegte grauenvolle Gedanken in dem verdüsterten Hirne. Es ginge nur um ein paar jähe Augenblicke, dann wäre es geschehen, und alles Elend wäre für immer versunken und gestorben. Sofern die beiden Frauen aber nicht mit ihm untergehen wollten, sollten sie eben auf eigene Faust die Torheit des Lebens fortsetzen.

Während Paula das Knäblein dem Lichte schenkte und in den Wehen aufschrie, stand er zwar noch einmal zerknirscht und mit gekrampften Fäusten in der Kammer nebenan und gelobte bei sich, seiner Frau alles Leid zu vergelten und sich in die einstige hohe Liebe heimzuretten. Aber nach dem erfolgten Ereignis verflog auch bald der schöne Vorsatz wieder. Es hatte sich nichts geändert; es war nur ein weiteres Wesen da, das sein Recht heischte und nach einer Zukunft schrie, die er ihm nicht geben konnte.

Zweites Kapitel

Mitten in diese Trubel hinein sandte Anni von Italien aus einen langen, sehnsuchtsvollen Brief.

Sie hätte, so berichtete sie, gegenwärtig eine feine Stellung in einem großen Hotel zu Genua inne. Und sie wäre immer noch frei und ledig und erdulde den Kummer einer unvertilgbaren, brennenden, unglücklichen Liebe. Ob er denn nicht kommen wolle? Sie würden dann zusammen nach Südwestaustralien übersiedeln, wo eine ihrer Freundinnen bereits ein Hotel besitze, und wo man gleichfalls ein solches eröffnen würde. Die Gelegenheit hierzu wäre eben wieder gegeben. Er solle doch sein verfügbares Geld mitnehmen und dem Elend den Rücken kehren und fröhlich dem hellen Glück entgegenreisen. Auf der letzten Seite des Schreibens stand noch ein irgendwo abgeschriebenes Gedicht.

Medard zerknitterte den vergiftenden Brief in den Händen. Es war ihm, als ob er Feuer zwischen den Fingern zerdrückte, und er schickte sich an, das Papier zu zerreißen. Aber er führte sein Vorhaben doch nicht aus. Er steckte den Brief vielmehr sorgsam in die Tasche, holte ihn wieder heimlich hervor und las ihn brennenden Blutes einmal ums andere, bis die verhexten Buchstaben vor seinen Augen tanzten.

Und bereits überlegte er, auf welche Weise er es anginge, um endlich aus dem Elend für alle Zeiten fortzukommen. Er könnte zum Beispiel ganz gut einen Weinkauf vorschützen, sich mit einem Auslandspaß und allem Nötigen versehen und gleich zum voraus erklären, daß er auf längere Zeit abwesend sein müßte. Von Australien aus würde er dann seiner Familie irgendeine Hilfe zuteil werden lassen. Anni müßte der Liebe zuliebe eben eine angemessene Summe von ihren Ersparnissen abtreten. Dann wäre für die Familie gesorgt, besser gesorgt als heute, wo er doch keinen Augenblick sicher war, ob er nicht noch alles mit sich in einen Abgrund risse. — Den ledernen Handkoffer nähme er mit. Und einen Korb Kleider würde er gleich an Annis Hotel absenden. —

Bernhard würde ihm wohl für den angeblichen Weinkauf mit etlichen hundert Mark an die Hand gehen. Er würde eben über die Residenz fahren, wo der Bruder sich zurzeit aufhielt, und das Geld gleich an sich nehmen. Es war wohl gewiß, daß der Bruder ihm in der Not die paar hundert Mark auf irgendeine Weise beschaffen könnte. Selbstverständlich würde er Bernhard die Schuld einmal bei Heller und Pfennig und mit Zinseszinsen heimbezahlen.

Es war der einzige Weg, der noch frei war!

Ehe die Verzweiflung ihn bewältigte, wollte er noch ein letztes Mal das einzige Leben wagen, das er hatte und das er nimmer zurückholen konnte. —

Es blieb ihm immer noch der Gedanke übrig, Paula und die Kinder aus der Ferne zu versorgen. Aber es bestand nach allem, was nun hinter ihm lag, kein Hindernis mehr, eine alte Liebe in Ehren zu halten und einer neuen in Fiebern zu huldigen. —

Er meisterte sich sogar plötzlich im Trinken und sprach ganz gesund und vernünftig von seinen neuen Plänen. Mit italienischen Weinen würde er es nun probieren. Wie ein Wink des Glückes wäre ihm dieser Gedanke plötzlich gekommen, behauptete er. Aber es müßten nur goldechte Weine sein. Dann ließe sich wohl etwas damit machen. Das wäre durchaus neu hierzulande und besäße zweifellos Zugkraft. Ja, es wäre sogar ganz wohl möglich, daß mit dieser Neuerung das Blatt sich auf einmal wendete und man dann, nachdem man eine Zeitlang das Geschäft geführt, wieder ins teure Oberland zurückkehren könnte.

Die Frauen horchten auf, als er diese Pläne vorbrachte.

„Wenn's aber mißlingt?“ wandten sie zaghaft ein.

„Es wird nicht mißlingen, es wird sicher nicht mißlingen,“ entgegnete er bestimmt.

Mama und Paula waren etwas betroffen von dieser jähen Sicherheit. Aber die Tatsache, daß er jetzt zu trinken aufhörte, gab ihm in ihren Augen ein gewisses Recht dazu.

Man vertrug sich also, wenn auch unter geheimen Schauern, mit dem neuen Vorhaben. Und die Reise

nach Italien ward nun allen Ernstes besprochen und beraten.

In diesen gefährlichen Tagen sorgte Medard noch ängstlicher als bisher dafür, daß ihm alle Briefschaften eigenhändig übergeben wurden. —

An einem trüben spätherbstlichen Morgen, noch vor dem Hahnenruf, trennte er sich endlich.

Er hatte es eigens verlangt, daß niemand im Hause seinetwegen beim Weggang aufstehen sollte.

Obwohl man unweit des Bahnhofs wohnte, beschloß er doch, die drei Stunden entfernte Hauptstation in der Morgenfrühe zu Fuß zurückzulegen, um dann den ersten Schnellzug zu erreichen.

Von Mama hatte er bereits am Abend zuvor Abschied genommen.

Schon nach ein Uhr erhob er sich jetzt.

Horchend blieb er stehen.

Draußen ging ein leichter Regen nieder, und die Dachrinne tropfte langsam und regelmäßig und sang ihm die Vorstellung in den Kopf, als schwänge ein Riesenpendel durch das Dunkel, von einem Weltende bis zum anderen.

Er ärgerte sich über diese lächerliche Anwandlung. Aber er öffnete doch das Fenster, um sich zu vergewissern, daß es wirklich die Dachrinne und nichts anderes war.

Darauf kleidete er sich leise an.

Er hatte den dunkelblauen Winteranzug gewählt, weil ihm blau so gut zu Gesicht stand, wie

die Frauen manchmal behaupteten. Er lächelte leise vor sich hin.

Und den hellen Überzieher nahm er mit. Es ging dem Winter zu. —

Paula schlief noch.

Neben ihr schlummerte in einem weißen Tragkissen das Knäblein. Aus den beiden eisernen, weißlackierten Bettladen mit den schadhaften Goldknöpfen hoben sich die Gesichter der kleinen Mädchen aus einer Flut von langen, lockigen Haaren.

Ein mattes Nachtlicht in einem grünen Glase verbreitete einen dämmerigen Schein in der Kammer und sandte eine leise Helle auf die reine Stirn des Neugeborenen, der unruhig schlummerte und ab und zu ganz fein wimmerte, wie wenn er sich zu einem Weinen anschicken wollte. Auf Paulas Kopfkissen blühte ebenfalls eine helle Fläche.

Und dicht über dem grüngelben Nachtlicht blinkte ein kleines vernickeltes Sterbkreuz seltsam erregend von der Wand.

Medard blickte rasch weg.

Jetzt erwachte Paula.

„Bist du schon auf?" fragte sie.

„Jawohl."

„Wie spät ist es denn?"

„Bald zwei Uhr."

„Wann gehst du fort?"

„Gleich jetzt dann."

Eine heftige Röte übergoß das blasse Gesicht

der jungen Frau. Und Kinn und Lippen zuckten, als sie sagte: „Muß es denn sein?"

„Ei, freilich."

„Schreib auch gleich, gelt?"

„Jawohl."

„Und komm auch wieder gesund zurück."

„Selbstverständlich."

„Ich weiß nicht warum, aber mir wird so bang, wenn ich —"

„Sei kein Kind," sagte er.

Er küßte sie auf beide Augen.

„Mach doch auch alles recht."

„Sorge dich nicht darum."

Sie suchte seinen Mund und küßte ihn innig auf die Lippen. Sie wollte noch aufstehen und Kaffee machen und ihm hinausleuchten. Aber er gab es nicht zu.

„Gelt, komm bald wieder," sagte sie noch einmal.

„Jawohl, jawohl. Und nun adjö."

„Adjö."

— — — — — — — — — — — — — — —

Er schritt auf den Zehen zu den kleinen Kinderbettladen hinüber. Ein unsicherer Schatten folgte ihm über die Wände, die Vorhänge und den Schrank hinweg.

Und als er jetzt dicht vor dem Nachtlicht stand, war der Schatten riesenhaft, ungeheuer, wie der eines häßlichen Schreckentieres. Es war ärgerlich. Er schüttelte sich wie fröstelnd. Dann beugte er sich

leise über die schlummernden Kinder nieder. Und beinahe hätte er jetzt Mantel und Hut wieder weggeworfen, um an diesen Bettladen und vor Paula auf die Knie zu fallen.

In einem jähen Ruck richtete er sich auf.

„Also leb wohl,“ sagte er noch tonlos.

Dann stahl er sich behutsam wie ein Dieb zur Kammertür hinaus.

Er hatte es bislang nicht gewußt, daß in diesem Hause das Holz und das Eisen eine Stimme besaßen. —

Die Dielen knarrten und ächzten eine nach der anderen.

Am Ende würde Mama noch erwachen.

Er aber würde keinen zweiten Abschied mehr verkraften.

Als er auf die Schwelle der Gangtüre den Fuß setzte, erfolgte ein so starker, dunkler kurzer Knall, daß er heftig zusammenschrak. Und als er die Tür öffnete, fingen die Angeln ein hohes, schneidendes Gewinsel an, das in ein schreckliches, dumpfes Stöhnen auslief.

Entsetzt schloß er die Türe zu und zog die heiße Hand von der eiskalten Klinke weg.

Und erschreckt und verängstigt tappte er die morsche Treppe hinunter. Erst als er sich im Freien befand und die frostige Regenluft ihm um das Gesicht wehte, erholte er sich wieder.

Drittes Kapitel

Auf der Walze

Fremd sein und kein Auge kennen
Wollen wir und fernwärts steigen,
Wo die Spiegelscherben brennen,
Auf dem Rücken unsre Geigen.

Wo die hellen Türme winken,
Sind auch Mädchen, hold zu küssen,
Und sind Schenken, wo wir trinken,
Und sind Schulden, fortzumüssen.

Wo die hellen Türme ragen,
Gibt es breite, helle Straßen,
Die von neuen Zielen sagen,
Die wir tags darauf verlassen.

Als der ehemalige Ankerwirt durch die Schweiz fuhr, flogen große dunkelgraue zerflatternde winterliche Sturmwolken am Himmel hin, und die bloße Vorstellung, daß die Sonne noch lebe und doch wieder einmal zurückkommen müsse, ward einem schwer.

Der Bahnhof vor dem Sankt Gotthard stand bis an die Knie im Winterweiß. Es schneite in großen trägen, aus der Ewigkeit fallenden, wolligen Flocken. Medard war froh, daß er Winteranzug

und Mantel mitgenommen hatte. Man wandelte tatsächlich in den Winter hinein.

Aber an das südliche Dach des Alpenwalles prallte auf einmal eine unglaubliche, wunderbare Sonne wie mitten im Sommer.

Ein Rausch von Erlösung und Glück befiel den ehemaligen Ankerwirt. Er trug diesen plötzlichen Glanz wie eine Krone in die neue Zukunft hinein.

Das war wie eine Rechtfertigung vor dem Gewissen und allem. Diese wahrhaftige Wirklichkeit schien ihm alles zu übertreffen, was er je an Märchenhaftem von der südlichen Sonne gehört und gelesen hatte.

Fürwahr, man konnte nicht nur ein Elend ersäufen, man konnte sein Glück an den Nagel hängen, um diese Sonne zu sehen.

Er überließ sein Herz ganz dem Taumel und lebte sich in eine rauschige Märchenwelt hinein, die wie gerufen kam, um das, was immer noch dunkel hinter ihm lebte, zu verschütten, zu begraben, für immer zu begraben.

Dieser wunderbare, tiefe, schwere blaue Himmel konnte nie einen verliebteren Anbeter gehabt haben, als er es war.

Auch von der Schönheit der Frauen war er ganz betroffen. Und fast vergaß er, daß er einer Liebe, die ihm Erfüllung wäre, entgegenfuhr. So sehr hatte das Unerwartete ihn übernommen.

Er schrieb auch an Anni eine Karte nach Genua, er werde erst in einigen Tagen bei ihr eintreffen, da er es nicht übers Herz bringe, dieses gelobte Land im Flug zu nehmen.

So stieg er denn unterwegs ein paarmal aus, bestaunte das reiche Mailand, pilgerte zu Fuß nach Chiaravalle, übernachtete da und dort: in Pavia, in Voghera, in Novi Ligure, stiefelte durch alte Tore, an glutenden Mauern hin, besuchte Museen und Bottiglieren und saugte Welt und Landschaft beseligt in sich ein: Majestätische Zypressengeschlechter; traubenschwere, weite Rebenäcker und fruchtbare Reisebenen; Kastanienwälder und Olivenhalden; Palmenhaine und scharlachene Villen, um die jetzt tief im Herbste noch Schwalbenschwänze gaukelten; alte Steinhäuser, an deren Wänden schlanke, langgeschwänzte, goldgrüngezackte Eidechsen die wunderbare Sonne einatmeten; marmorgliedrige, dämmerige Kirchen mit vergoldeten Gewölben und herrlichen Leuchtern. Und wie ein verzauberter glückseliger Märchenmann begrüßte er die bekannten Pflanzen von daheim, die hier ein seltsam verklärtes lichtes Leben führten: Gräser und Klee, gelbe Disteln, blaue und violette Winden, goldene Stachelginster, Erdrauch und Natternköpfe und blühende Malven.

Unter diesem Himmel gab es nichts Unmögliches. Da waren Glückssprünge und Wunder eine ganz natürliche Sache, und Liebesreisen und Sehn-

suchtsfahrten und alles andere erlaubt und gleichsam rechtskräftig geworden. Er erinnerte sich an alte Verse, die ihm einmal gefallen hatten:

In Mauern, die verwelken,
Sind Nischen für Madonnen,
Aus denen nun geronnen
Rote, rote Nelken.

Und über Palme, Feige
Verweht im Blauen leise
Die tiefe, wehe Weise
Einer wunden Geige.

*

Bis Medard am vereinbarten Treffpunkt, an der sogenannten Galleria Mazzini, nicht mehr mittels des Schnellzugs, sondern in einem recht gemütlichen Lokalzug, der schön langsam und vernünftig durch die Pracht des Landes fuhr, bis er endlich nach einer überstürzten, nicht aufzuschiebenden, aufregenden Meeresstrandwanderung mit einigen Stunden Verspätung eintraf, galt der Rausch der Tage nicht mehr so fast der ehemaligen feurigen Kellnerin, als dem neuen wunderbaren Himmel, den Feigengärten, Palmenalleen, Agavenkolonien, immergrünen Eichen, den fremden schönen Frauen, der Schönheit im allgemeinen und namentlich dem unvergleichlichen, leuchtendblauen flimmernden Meere, das seine ewige Milch ans gesegnete Ufer warf, über braune badende Knaben hinweg, die jauchzend gegen diesen nassen Himmel sprangen. — — — —

Viertes Kapitel

Anni erwartete ihn in einem auffälligen, hellen Kleid, einem ihn unmäßig hoch dünkenden, enzianfarbenen Zuckerhut mit Straußfeder, einem protzigen Halsband aus unsäglich großen Bernsteinperlen, in grellgelben Schuhen und blaugrünen Strümpfen.

Er hätte sie, wenn nicht alles so bestimmt verabredet gewesen wäre, wohl kaum mehr erkannt; so völlig anders war das Bild, das er in seinem Gedächtnis wie einen kostbaren Schatz aufgehoben hatte. Sie dünkte ihn jedenfalls bei weitem nicht mehr so frisch und üppig wie ehedem. Und es schien ihm, als blickte er auf einmal durch ganz andere Augen. —

Anni hielt ihm mit einem, wie es ihm vorkam, ordentlich aufgetünchten Liebeseifer stürmisch die Hände entgegen. Sie lächelte ihm voll ins Antlitz wie damals in den Stuben zu Schöckbuch, aber er entdeckte jetzt sofort nur die schräge, unschöne Linie ihrer oberen Zahnreihe und eine ihn langweilende, sich immer wiederholende eigentümliche Handbewegung. Das war sicherlich alles schon in Schöckbuch so gewesen, allein er bemerkte jetzt fast immer nur dies und nichts als dies.

„Bist doch noch gekommen?“ sagte sie.

Medard fühlte sich von einem starken Parfüm umhüllt, das ihm auf die Nerven ging. Er antwortete ihr nicht.

„Ob du doch noch gekommen seiest?“ wiederholte sie lächelnd.

„Ja, wie du siehst,“ erwiderte er endlich ziemlich trocken, und nach einer Pause fügte er noch ernüchtert bei: „Wo ist deine Wohnung oder dein Zimmer, das heißt vielmehr dein Gasthof oder Hotel oder so etwas, wo ich etwas Genießbares zu essen und trinken bekomme und mich dann zeitig zu Bett legen kann. Denn ich bin, offen gestanden, ausgedörrt wie ein Stockfisch und hundsrackermüde von all dem Schauen.“

Sie nahmen die elektrische Straßenbahn, um unter Italienern und Engländern und, wie sich bald herausstellte, auch Deutschen wieder in die Nähe des Hafens zu fahren und Medards Verlangen gemäß sofort zu Abend zu speisen. Und nun saß der Schöckbucher Ankerwirt, der den heißen unzeitigen Überzieher auf dem linken Arm liegen hatte, mißgestimmt und wortlos seiner Dame gegenüber, schaute viel zu Boden, zerknitterte die Fahrkarte zwischen den Fingern, rückte den grauen, weichen Filzhut aus der Stirne und zog ihn wieder ins Gesicht herein. Wie ganz anders hatte er sich das Wiedersehen ausgemalt! Und fast trübsinnig kaute er an seinem kleinen blonden Schnurrbart.

Anni tupfte ihm mit der Spitze ihrer großartigen gelben Schuhe an die verstaubten kalbledernen Stiefel.

„Hast noch ein bißchen Heimweh?“ flüsterte sie ihm durch die hohlen Hände zu, sich dabei so weit vorbeugend, daß ihr das Perlenhalsband, woran nun förmliche Weltkugeln schwankten, lotrecht hinunterhing.

„Sei so gut und laß mich,“ wehrte er höflich kühl.

Als er vollends dicht neben sich zwei Herren ebenfalls Deutsch reden hörte, wobei sogar die Worte München, Stuttgart und Frankfurt fielen, quälte ihn plötzlich der Gedanke, es könnte ihn irgendein Bekannter entdecken. Dem Fremdenstrom in den Zügen und auf den Bahnhöfen nach zu schließen, befand sich jetzt das halbe Deutschland diesseits der Alpen. Er hätte das eigentlich wissen können. Aber erst jetzt, da Anni ihm gegenüber saß und auf ihn Anspruch erhob, überkam ihn diese Erleuchtung.

Um alles in der Welt aber hätte er nicht so erkannt werden mögen, wie er hier in seinem blauen winterlichen, von der Reise mitgenommenen Anzug, den Überzieher am Arm und den vollgepfropften Handkoffer an der Seite, vor der sündhaft aufgeputzten Kellnerin saß.

Er gab sich allmählich sogar den Anschein, als wäre er ganz für sich und völlig fremd in dem Wagen. —

Zu seiner Rechten hatte ein Mann aus dem Volke in blauem Hemd und weißer Krawatte Platz genommen, der einen hölzernen, zum Teil von

Zeitungspapier bedeckten Vogelkäfig auf dem Schoß bewahrte und die darin untergebrachten Vögel verliebt und umständlich ansprach und fütterte.

Das war nun ein willkommener Zufluchtsort für Medards Augen, die sich nirgends mehr wohl fühlten.

Er unterhielt sich also ebenfalls bald in französischer, bald in deutscher Sprache mit den Vögeln, die, wie ihm der Mann erklärte, brasilianische Finken vorstellten.

Nach einer Weile stieg der Italiener aus.

Anni nahm sofort den freigewordenen Platz ein, rüttelte Medard beim Arm und tat, als wäre man bereits Mann und Frau und besäße schon das Hotel in Australien und hätte die himmelblaueste Vergangenheit hinter sich und sähe der rosenrotesten Zukunft entgegen. Die helle Scham glühte dem Ankerwirt dabei im Antlitz. Er war betreten und fühlte, daß er den übrigen Fahrgästen einen lächerlichen Anblick bot, und daß sie ihn mit Fug und Recht für einen blöden Tölpel nehmen durften, den ein fragwürdiges Frauenzimmer eingefangen hatte.

Das eine aber stand gleich jetzt in ihm fest: er würde mit Anni nun weder nach Australien übersiedeln, ein Hotel zu eröffnen, noch würde er hier oder sonstwo an ihrer Seite kleben wollen. Da würde er eher noch Frau und Kinder hierher schleppen, als in dieser Weise sein Leben verdummen.

Am Abend, nachdem er den Magen durch ein ungewöhnlich üppiges Nachtmahl befriedigt und auf Annis Zureden hin sogar einem, mit einem Kübel im Wirtsraum auf und ab gehenden Austernhändler eine Schale voll Austern abgekauft und reichlich schweren dunkeln Wein auf all das gegossen hatte, wurde er noch einmal etwas umgänglicher. Indessen war er nicht zu bewegen, das von Anni vorgeschlagene Hotel zu bewohnen. Er blieb fest dabei, sich selber eine Herberge aufzusuchen.

Daran war nichts zu ändern.

Anni verabschiedete sich schmollend.

Doch der enttäuschte Ankerwirt kehrte sich nicht daran, sondern wanderte in der Nachtkühle unter der Menge eine hellerleuchtete Straße hinauf, der Mitte der Stadt zu.

Auf dem Wege dahin hatte er noch ein kleines Erlebnis.

Es gesellte sich nämlich, wohl weil er einigemal, nach einem Gasthof Umschau haltend, stehen geblieben, plötzlich ein mittelgroßer untersetzter Mensch mit rundem kurzgeschorenen dunkelhaarigen Kopf und gutem, leise schiefsitzendem Strohhut zu ihm.

Medard erinnerte sich sogleich, daß er dieses Gesicht schon irgendwo, vielleicht eben im Hotel unten, wo er mit Anni getafelt, flüchtig gesehen hatte.

„Suchen Sie ein Hotel?“ redete ihn der Fremde auf italienisch, und da Medard nicht gleich verstand, auf englisch und dann auf französisch an.

Medard kramte sein bißchen Französisch zusammen und sagte: „Jawohl,“ und fügte dann nach einer Weile noch hinzu: „Übrigens warum fragen Sie mich?“

„Nun, ich dachte es mir nur, weil ich Sie so einsam wandern sah und deshalb annahm, Sie wären fremd hier.“

„Das bin ich freilich,“ sagte Medard.

„Sind Sie schon lange in Genua, wenn ich fragen darf?“

„Seit heute.“

„Oh, das ist was anderes,“ rief der Unbekannte aus, während sie nun gemeinsam einen ziemlich belebten freien Platz überquerten. „Es ist hier wundervoll, nicht wahr? Wielange haben Sie zu bleiben im Sinne?“

Medard ärgerte sich über diese Unverfrorenheit.

„Ich weiß es noch nicht,“ erklärte er, „jedenfalls ist mein Besuch nur kurz.“

„Wenn man einmal das Geld ausgegeben und die Reise gemacht, sollte man die Sache schon ausnützen,“ fuhr der Mensch unbeirrt fort und fügte bei: „Woher kommen Sie denn? Aus Deutschland?“

„Ja.“

„Sie sprechen aber ausgezeichnet Französisch.“

Medard schaute dem Manne höhnisch in die Augen. Der Mensch hielt ihn wohl für den erstbesten Simpel. „Das stimmt aber schon gar nicht," sagte er. „Was für ein Landskind sind denn Sie?"

„Ich bin aus der Schweiz."

„Dann verstehen Sie wohl auch Deutsch?"

„Aber selbstverständlich."

„Warum reden Sie dann immer französisch mit mir?"

„Nun, man weiß hierzuland nicht immer gleich, woran man ist. Um so mehr freue ich mich, jemand getroffen zu haben, mit dem ich mich in der Muttersprache unterhalten kann; das ereignet sich hier nicht alle Tage."

„Ich habe in den Eisenbahnzügen und auf den Bahnhöfen und so weiter jedenfalls die gegenteilige Erfahrung gemacht," erwiderte Medard spöttisch.

Der Schweizer, der übrigens kaum den Eindruck eines solchen erweckte, ließ sich nicht drausbringen.

„Da haben Sie aber besonderes Glück gehabt," meinte er.

Sie gingen eine Zeitlang stumm nebeneinander.

„Wollen wir nicht zusammen ein Glas Bock trinken?" fragte der Fremde unvermittelt.

„Nein, ich danke," sagte Medard bestimmt.

„Haben Sie schon ein Hotel?"

„Beinahe," log der Ankerwirt.

„Was für eines, wenn ich fragen darf?"

„Aber Sie sehen doch, daß ich mich nicht auf der Straße vor Ihnen entkleiden will," sagte Medard, dessen Geduld zu Ende war, schroff. „Sie entschuldigen, ich gehe jetzt in einer anderen Richtung weiter. Gut Nacht."

Der Schweizer entschuldigte sich ebenfalls.

Dann schieden sie.

Das war ein an sich unbedeutendes Begebnis gewesen, wie man es in einer großen Stadt immer wieder erlebt.

Am anderen Morgen jedoch, als Medard die Anni schon eine Stunde vor der anberaumten Zeit aufsuchte, um sich mit ihr auseinanderzusetzen und ihr rundweg zu erklären, daß von einer Liebessache oder gar Heirat und Ausreise nach Australien keine Rede mehr sein könne, als er mit diesem Vorsatz eine grob gepflasterte, stark ansteigende Gasse erklomm, sah er diesen selben rundköpfigen Menschen, mit dem leise schiefsitzenden weißen Strohhut, aus einem Hause treten, dessen Nummer ungefähr die gesuchte sein mußte.

Dem weilanden Schöckbucher Ankerwirt dämmerte plötzlich ein Lichtlein auf, und er murmelte allerlei Unverliebtes durch die Zähne, als er einen nicht sehr in Stand gehaltenen Innenhof überschritt, wo in hölzernen Tonnen ein paar blühende Büsche wuchsen und Tauben- und Vogelkäfige an den Wänden hingen.

Anni wollte ihm seiner gestrigen Laune wegen

Vorhalte machen. Doch er ließ sie gar nicht zu Wort kommen.

„Wohnst du hier?“ fragte er, einen mißtrauischen Blick in das Gemach werfend.

„Jawohl, mein Freund.“

„Dann bist du also nicht Kellnerin in einem Hotel?“

„Vor drei Tagen habe ich meine Stelle aufgegeben.“

„Hm.“

„Um für dich frei zu sein, mein Freund.“

„Hm.“

„Was hast du denn?“

„Wollen wir nicht zusammen einen Spaziergang unternehmen? Vielleicht am Meere entlang? Im Freien redet es sich besser. Willst du?“

„Gerne, mein Schatz,“ lächelte sie, indem sie ihm ihren Arm über die Schulter legte.

Er wehrte sanft ab. „Also komm; hier ist mir's zu schwül, zu dumpf.“

„Was hast du denn?“

„Komm, komm,“ beharrte er.

Sie schritten durch buntbelebte schmale hohe, dämmerige, von allerhand Wäsche bewimpelte Gassen, über denen das blaue Licht des Himmels wundersam rein und selig wirkte.

Anni führte ihren Begleiter am Arm und zeigte ihm lachend dies und das.

Medard blieb einsilbig und widerstrebend.

Zuletzt nahmen sie Platz auf einer Bank unter einer hohen schönen Palme am Meer, wo der in der Sonne blühende Gischt über dunkeln Felsen vor ihren Augen verrauchte.

Jetzt rückte er mit der Sprache heraus.

Gleich offen machte er der schwarzen Kellnerin die Mitteilung, daß er sich eines Besseren besonnen habe und mit keinem Gedanken mehr daran denke, Frau und Kinder aufzugeben.

Zu seinem nicht geringen Erstaunen war Anni darüber weder enttäuscht noch erzürnt. Ja, sie gestand ihm ohne weiteres, daß auch sie mit der Erzählung von ihren Ersparnissen, von denen sie ihm brieflich berichtet, geflunkert hatte und selbstredend ebensowenig daran denke, ein Hotel in Australien aufzumachen. Sie habe ihm das alles einfach geschrieben, um ihn, den sie ja doch nie vergessen könne und den sie selbst über Verschmähen und Entsagen hinweg nicht aufhören würde zu lieben, wieder einmal bei sich zu haben. Dies letztere Geständnis trug sie sehr wirkungsvoll vor.

Medard ärgerte sich über ihre Dreistigkeit. Auf der anderen Seite aber hatte er doch auch wieder Mitleid mit ihr. Er beschloß darum, sie noch einmal einen Tag über zu unterhalten und zu füttern und ihr vielleicht auch ein wenig Geld einzuhändigen. Dann würde er sich für alle Zeiten und auf Nimmerwiedersehen von ihr verabschieden.

Sie schlenderten am Ufer des in voller Sonne flirrenden Meeres hin, wo die Überseedampfer wie märchenhafte Kapellen in der Ferne standen und schwanenweiße Segel sich wiegten, die weit draußen wie Windmühlen, sich aufrichtende Riesenwesen oder traumhafte schiefe Totenkreuze erschienen.

Anni tat sehr verliebt.

Auf ihren Vorschlag hin nahmen sie einen einsamen Weg über die grünen Höhen hinter der Stadt an Festungswerken, Wachtposten und einsam pirschenden Jägern vorbei.

Unter ihnen dehnte sich das stolze Genua, der Hafen, das sonnigblaue, wonnige Meer.

Es müßte göttlich gewesen sein, hier als ein reiner, unbefleckter Mensch zu stehen.

Wenn Anni ihn nicht trotz allem ein wenig gedauert hätte, hätte er sie hier auf dem Fleck verlassen. —

In einem Restaurant am jenseitigen Abhang der Höhe speisten sie zu Mittag.

Sie waren die einzigen Gäste.

Medard wollte sich dies letzte Abschiedsmahl noch einmal etwas kosten lassen. Man trank einen sonnenschweren prachtvollen Asti.

Der Wein schien ein trefflicher Tröster zu sein. Denn Anni vergaß jetzt allen Liebeskummer. Sie schlang ihre Arme um den Hals des Geliebten, küßte ihm die Wangen und spielte mit seinen krausen blonden Haaren.

Halb widerwillig duldete der Ankerwirt ein letztes Mal alle diese Zärtlichkeiten.

Nachdem sie gegessen und zwei große Flaschen Wein vertilgt hatten, machten sie sich gehoben auf den Weg zur Stadt hinunter, an Herrschaftsvillen und alten Mauern mit blühenden Rosenhecken vorbei.

„Hast du auch alle deine Sachen?“ fragte da Anni auf einmal. „Man kann hierorts nicht vorsichtig genug sein.“

„Freilich hab ich alles,“ sagte er gedankenlos. Dann durchstöberte er seine Taschen.

„Ist alles da — das heißt —“ er bekam plötzlich einen puterroten Kopf. „Na, wo hab ich denn? — Zum Kuckuck! Das wäre nochmal schöner.“

„Du hast doch nichts liegen lassen?“ erschrak die Kellnerin.

„Es scheint leider so.“

„Hoffentlich nichts von Wert?“ rief Anni aus.

„Bloß meine Brieftasche mit dem Geld darin,“ erwiderte er tonlos.

„Geh, mach keine schlechten Späße. Schau erst mal richtig nach.“

Er kehrte alle Taschen um.

„Dann renne ums Himmels willen sofort in die Trattoria zurück. Ich will unterdessen warten und links und rechts des Weges suchen; vielleicht hast du die Tasche auch herausgeschlenkert.“

Medard stürmte in wilden Sätzen den Hang hinauf.

Fast rührte ihn der Schlag vor lauter Erregung, und das Blut hämmerte ihm im Hals, als er in der Wirtschaft oben stotternd seine Sache vorbrachte. Hier aber wußte man nichts von einer Brieftasche.

Er habe aus einer Lederbörse bezahlt, sagte man ihm. Er zeigte die Börse vor. Es stimmte. Er war verzweifelt. Er verständigte sich nur mühsam und schlecht. Schließlich wies er seine Papiere vor, hinterließ die Adresse und ging.

Unterm Mauerbogen blinzelte ihn der Kellner noch an:

„Was haben Sie denn für eine Dame bei sich? Vielleicht hat die den Schlüssel zu dem Rätsel? Man kann nie wissen.“

Medard erwiderte nichts. Er schämte sich. Aber an die Möglichkeit, auf die der Kellner anspielte, dachte er immer noch nicht.

In furchtbarer Aufregung lief er den alten Weg hinunter, ihn hastig absuchend.

„Anni!“ rief er zwischenhinein einmal.

Keine Antwort.

Er stutzte und schaute auf. Er sah sie nirgends.

„Anni!“ schrie er aus voller Lunge.

Es antwortete ihm niemand. Und wie ein Blitzlicht fiel ihm des Rätsels Lösung ins Hirn. Er griff sich an den Kopf. Und wütend rannte er die abschüssigen Straßen hinab, daß die Leute fragend umblickten, was der dicke blonde Mensch in seinem

blauen Winteranzug, grauen Schlapphut und den wehenden Überzieher am Arm wohl im Sinne habe.

Schließlich erkannte er, daß diese wilde Jagd ganz aussichtslos und sinnlos sei.

Durch Straßen und Gassen eilte er an das Haus, in welchem er Anni heute morgen abgeholt hatte.

Zum Glück hatte er wenigstens in der Lederbörse einiges Geld. Ob es auch wirklich noch darin war? Er zweifelte bald an allem. Es fand sich noch ein wenig Silber und ein einziges Goldstück vor.

In dem kleinen Hotel, in dem Anni gewohnt, erhielt Medard die Auskunft, die Dame habe nur eine Nacht hier verbracht und sich als Signorina Kappler in das Buch eingetragen. Im Laufe des Vormittags habe ein Herr ihr Handgepäck abgeholt. Medard ließ sich diesen Herrn beschreiben. Es wäre dies übrigens nicht mehr nötig gewesen.

Er begriff nun alles.

Zuerst wollte er zur Polizei. Doch sagte er sich sogleich, daß dieser Schritt erfolglos wäre. Der Umstand, daß man dann möglicherweise die Behörden in der Heimat in die Sache hereinziehen könnte, schreckte ihn vollends davon ab.

Seine Barschaft war unwiederbringlich dahin. —

Eigentlich geschah ihm nur recht. Er sagte sich dies immer wieder und wieder. Noch viel schlimmer und lächerlicher hätte er betrogen werden müssen; er hätte es wahrlich verdient.

Fünftes Kapitel

Nun erschien das so gepriesene gottvolle Land und die berauschende Reise plötzlich in einem durchaus veränderten Gesicht.

Und schon stellten sich Erwägungen nüchternster Art bei dem genarrten Ankerwirt ein: Zur Not würde er eine kurze Frist hier aushalten können. Dann aber müßte er entweder das Geld zur Heimreise zugeschickt bekommen oder irgendeinen Verdienst gefunden haben.

Es folgte nun eine sehr schmerzliche und sehr lächerliche Zeit. Glücklicherweise geriet Medard in ein deutsches Gasthaus, wo man ihm wohlfeile Unterkunft gewährte.

Als er indessen des anderen Tags zunächst einmal versuchsweise um Arbeit umschaute, stieß er dabei nur auf eine Unmenge stellenloser Leute, die ihn seines bißchen Bargelds, seiner Kleider und guten Schuhe wegen noch als einen Glücklichen priesen und ihm allerhand Ratschläge gaben. Ein zu Schiff als Kohlenschaufler aus Yokohama angekommener Berliner mit einem gesunden Galgenhumor lud ihn sogar ein, mit ihm fechtend der Riviera entlang nach Südfrankreich zu walzen. Und so ging es fort. Es war trostlos und lähmend.

Da setzte er sich denn nach einer verzweifelten, fiebervollen Nacht hin und schrieb einen langen Brief an Paula des Inhalts: er habe auf einem

Ausflug in die Genueser Berge seine Brieftasche verloren, und man solle ihm sofort für die Heimreise Geld senden; vielleicht würde die Brauerei eine kleine Summe vorstrecken, wenn nicht, solle man eben in Gottes Namen etwa das Klavier verkaufen oder verpfänden oder an Bernhard oder an den Schwager Kasimir telegraphieren.

Unter Hoffen und Harren vergingen ein paar unendlich lange Tage. Um den Wirtsleuten nicht zum Argwohn Anlaß zu geben, hatte Medard seine Frau gebeten, ihm das Geld oder etwaige Briefe postlagernd zu senden. Das war, wie es sich bald darauf herausstellte, eigentlich sehr ungeschickt von ihm gewesen.

Nach fünf Tagen fragte er auf der Post an, indem er dem Beamten einen Zettel überreichte, worauf er seinen Namen in lateinischer Schrift geschrieben hatte.

Der Beamte durchblätterte einen Stoß Briefe und Karten.

Medards Herz pochte heftig vor Erwartung.

Es war nichts eingetroffen.

Auch am sechsten Tage war noch nichts da und am neunten ebenfalls nichts.

In dieser Vernichtung erzählte Medard schließlich seiner Hotelwirtin, erst mit einigen Notlügen und dann ohne alle Umschweife, seine Verlegenheit.

Die Wirtsleute schenkten ihm Glauben, nachdem sie sich zur Vorsicht seinen Auslandspaß hatten vorzeigen lassen und ihm zur Erbauung einige jüngst passierte Geschichten von geriebenen, aber schließlich doch eingefangenen Zechprellern erzählt hatten. Sie erkannten wohl, daß seine Harmlosigkeit außer allem Zweifel stand.

Man riet ihm, noch etliche Tage ruhig abzuwarten, bis die befohlene Wertsendung von zu Hause eintreffe; im äußersten Notfalle aber solle er sich die nötigen Mittel eben telegraphisch erbitten.

Und nun kamen schmachvolle Tage.

Die Postbeamten kannten den blonden deutschen Wirt allmählich alle. Und er kannte sie ebenfalls alle. Er hätte ihnen schließlich ihre Dienststunden auswendig zuteilen können. Und wenn er dann mit verzweifelten Mienen am frühen Morgen, am Mittag und spät in der Nacht als der letzte Mensch im Postgebäude erschien, riefen sie ihm schon von ferne mit einer entsprechenden Handbewegung zu: „Niente, niente."

Nun telegraphierte er. Vielleicht waren seine Briefe auch verloren gegangen. In spätestens sechs Stunden mußte die Antwort anlangen. Aber der Erfolg war der alte: Kein Geld, kein Brief, keine Antwort. Auch Bernhard, an den sich Medard ebenfalls noch telegraphisch wandte, gab kein Lebenszeichen.

Es schien, als wäre jenseits der Alpen alles ge-

storben und als wäre das Land verschüttet und von der Ewigkeit verschluckt worden.

Die Wirtsleute setzten bereits leise Zweifel in seine Aufrichtigkeit. Er konnte es ihnen nicht verübeln.

Er bezahlte also seine Rechnung und schied von ihnen. Von da ab lebte er ausschließlich von Käse und Brot und Brot und Käse und schlief des Nachts auf Straßenbänken.

Nach vier schauervollen Tagen sprach er doch noch einmal bei den Wirtsleuten vor.

Die Frau winkte ihm diesmal schon von weitem am Fenster, als er die heiße Straße nach dem wohlbekannten Hause heraufstieg. Ein Brief in gelbem Kuvert war eingetroffen.

Medard nahm das Papier unter tausendfachem Dank in Empfang und lief innerlich frohlockend ins Freie, um die endliche Botschaft tropfenweise und ganz ungestört auszukosten.

An eine hohe Gartenmauer gelehnt, erbrach er mit fiebernden Händen das Kuvert.

Es lag nichts darin als ein weißes Blatt, worauf in großen, dicken Buchstaben zu lesen war: „Wenn einer ein Lump ist und Weib und Kind im Stich läßt und einer Dirne nachfährt, dann nimmt er wenigstens seine Liebesbriefe mit. Kasimir.“

Dem Ankerwirt wurde es schwarz vor den Augen.

Nun war endgültig alles verloren.

Halb traumhaft entsann er sich: er hatte also

im Eifer der Abreise Annis Briefe wohl irgendwo liegen lassen. Und Paula und Mama und Bernhard und Mathilde und alle hatten von seiner Schmach erfahren.

Es war nicht auszudenken . . .

An diesem Tage vergrub er sich in einer dunkeln schmutzigen Hafenspelunke und freute sich, daß die Cholera neuerdings wieder umging und daß sie ihn hier am ehesten erreichte. — — — — — — — —

Allmählich jedoch kehrte er wie zum Trotz in den glühenden Gedanken zurück, daß er ungeachtet des Geschehenen vor Gott und dem Gesetz eine Frau und drei lebendige Kinder hatte, die seinen Namen und sein Blut weitertrugen. In einem ihm bislang ganz unbekannten Licht sah er jetzt seine Familie, die Kinder und Paula, denen er im Grunde seines Wesens trotz allem treu geblieben und für die er nun erst recht, gleichviel ob sie es nun wollten oder nicht, einstehen würde. Er hätte Welten bezwingen können. So wuchtig empfand er diese Wandlung. Es regten sich Kräfte in ihm, von denen er bis hierher nichts gewußt und die er vordem niemandem geglaubt hätte. „Reich und glücklich werde ich sie noch machen!“ schrie er, zu sich selber redend, in den Rauch und den Gesang der Matrosen und der betrunkenen Weiber hinein. —

In der Frühe des darauffolgenden Tages sprach er bei seinem Wirte vor, hinterlegte die Taschenuhr und entlehnte einige Mark, um gleichzeitig der

Schwester Mathilde und dem Freunde Engelbert zu telegraphieren.

Bereits mittags um zwei Uhr erschien auf dem Zweirad ein Eilbote an der Gitterpforte des kleinen Hotels. Und eine Minute später hatte Medard ein weißgraues Telegrammkuvert in den Händen mit dem leuchtend violetten Stempel: Vaglia.

Freund Engelbert sandte ihm da anstatt des erbetenen geringen Betrags gleich hundert Mark.

Von Mathilde kam nichts. —

Es gab noch einige Umstände, bis er das Geld ausgefolgt erhielt.

Nun hätte er heimreisen können.

Er tat es nicht.

Er wollte weder bei den Seinen zu Haus das verlorene Vertrauen erbetteln noch wider die doch nicht zu vertilgende Schande unter den Bekannten streiten.

Nur eines wollte er: den Seinigen ein Vater werden und ihnen alles Leid und alles Elend tausendfach vergelten. Und nichts in der Welt sollte ihn davon abhalten! —

Nach einigen an schwankender Hoffnung reichen Wochen, während welcher er sich bei den liebenswürdigen Wirtsleuten nützlich machte, erhielt er durch deren Vermittlung die Stelle eines Hausdieners in einem deutschen Hotel zu Rom, zunächst probeweise und dann dauernd. Es ging ja schon etwas schwer im Anfang, immer nur der anderen

Diener zu sein und ihre Gepäckstücke und Wünsche zu bewältigen, aber die neue Tätigkeit entschädigte ihn auch bald reichlich durch eine seit langem nicht mehr gekannte Lust, die jede Arbeit und insbesondere die körperliche, wie ein holder süßer Engel begleitet. Wohlbehagen und Schlaf und Gesundheit kehrten ihm wieder.

Er empfand die Veränderung wie ein neugeschenktes Leben.

Sechstes Kapitel

Schon nach Monaten konnte der Portier Rombold, den ein seltsamer Eifer beseelte, vom Collis hortorum aus eine nicht zu verachtende Summe der Familie daheim durch die Post übermitteln.

Das Herz hüpfte ihm vor Genugtuung, als er die Einzahlung nach dem Silvesterplatze trug. —

Zu seinem tödlichen Schrecken kam das Geld nach Verlauf einer Woche mit dem Vermerk: „Frau Rombold will nicht Empfänger sein,“ wieder zurück.

Gegen diesen völlig unerwarteten Schlag war alles bisher Erlebte wie ein bloßes Spiel gewesen.

Er konnte den Gedanken nicht zu Ende denken, daß Paula — und die Kinder —; das Gehirn weigerte sich, diese Vorstellungen weiter zu verarbeiten. — — — — — — — — — — — — — —

Durch Engelbert erhielt Medard die Nachricht, daß die beiden Frauen mit den Kindern in die Hauptstadt zu Bernhard gezogen wären. Mehr konnte er nicht in Erfahrung bringen.

Auch seine Lieblingsschwester Mathilde würdigte ihn andauernd keines Sterbenswörtchens. Er brachte nicht einmal ihre Adresse in Erfahrung. Dagegen ward ihm in einer Sache, um die er gar nicht gebeten hatte, umständliche Auskunft zuteil. Eine alte Freundin der Schwester, an welche er sich gewendet hatte, teilte ihm nämlich mit: Mathilde befände sich irgendwo in Norddeutschland und habe

eine sehr gute Stellung inne. Ihr ehemaliger Schatz aber, der Fabrikantensohn, habe sie natürlich sitzen lassen und eine Reiche geheiratet, mit welcher er indessen, und das von Rechts wegen, sehr schlecht lebe. Mathilde wäre entschlossen, für immer bei ihrer Herrschaft zu bleiben und sich nie zu verehelichen. —

Erst nach einem Jahre voll innerer Vorwürfe und wiederholten Schwächeanwandlungen, doch noch heimzufahren, gelang es Medard durch Engelberts Vermittlung, dem Bruder Bernhard, der nun allem nach für zwei Familien zu sorgen hatte, auf jedes Quartal eine gewisse Summe zu übersenden. Engelbert verfiel dabei auf den guten Vorschlag, das Geld dem bankerotten Vetter auszuhändigen, der es dann unter seinem Namen als pflichtige Rückzahlung wieder an Bernhard absandte.

Durch Briefe von Anni, die in einem Wiener Spital lag und wie es schien, hier von moralischen Anwandlungen heimgesucht ward, trat dann unvermutet eine völlige Wendung ein.

Eines Morgens empfing Medard von Paulas Hand ein Schreiben, welchem sie die Briefe der einstigen Kellnerin Anni beilegte. Paula schilderte ihm ihre neuen Verhältnisse bei Bruder Bernhard und verzieh ihm kurz und kühl.

Medard aber küßte das Brieflein wie ein verliebter Jüngling.

Er sandte jetzt ebenfalls von seinen Nachrichten

und schloß für die Kinder eine Photographie bei, die ihn als Hausdiener mit goldenen Kragenborten, langem Rock mit langen Schößen, gelber Seidenweste und gelben Schuhen und freilich auch bedenklich angegrauten Schläfen und einem Strahlenbündel tiefer Furchen um die äußeren Augenwinkel zeigte. —

Der Schwester Mathilde aber offenbarte er in einem buchlangen Schreiben alle seine überstandenen Qualen und Torheiten.

Einem baldigen zweiten Briefe fügte Paula dann die Bildnisse der Kinder bei. Wie groß die beiden Mädchen mit ihren vollen, gelockten Haaren schon waren! Und wie keck der frische Bube mit den steif aufstehenden Wirbelbüschen über der Stirn vom Vater abwich und in das Geblüt der Schöckbucher Großmutter hineinschlug.

Medard kannte sich nicht mehr vor Glück.

Im Lauf der Zeit erfuhren die Seinen dann auch, woher die regelmäßigen Heimzahlungen des Vetters eigentlich floßen.

Diese schöne Tatsache stimmte selbst den immer noch grollenden Schwager Kasimir um. Er opferte dem römischen Hausdiener sogar gelegentlich einer Bodenseereise eine Ansichtskarte aus Meersburg und fragte gleichzeitig an, ob Medard ihm nicht ausländische Briefmarken übersenden wolle; er sei begeisterter Sammler von solchen und verdiene damit so ganz im stillen ein kleines Taschengeld.

So ward zuletzt alles gut.

Gleichwohl faßte Medard den Entschluß, sich noch auf einige Zeit Gewalt anzutun und in seiner jetzigen Lage auszuharren. Denn einen günstigeren Erwerb als hier konnte er sobald wohl nirgends finden.

Im nächsten Frühjahr aber wollte er Paula mitsamt den Kindern nach Rom kommen lassen. Sie sollten einmal sehen, wie er für sie arbeitete und sollten einen Frühling erleben wie sie noch keinen erlebt hatten.

Diese Hoffnung stand von jetzt an wie ein blaues Tor vor allen seinen Tagen. Er schwelgte in tausend Gefühlen süßen Wiedersehens und riß alle Heimwehlieder an sich, die die Erinnerung oder Zeitschriften ihm zuwehten . . .

Dort hinter jener Sonnenhelle
Im Meere, wo das Schiff verblaut,
Erhebt sich schon des Berges Schwelle,
Von wo aus man die Heimat schaut.

Die Wogen rauschen ohne Ende,
Zypressen steigen in die Luft
Wie schwarz verhüllte Trauerhände,
Und Möwen klagen durch den Duft.

Die Wogen, die den Strand ergreifen,
Und aller unruhvolle Gischt,
Sie reden nur von jenem Streifen,
Wo nun das Schiff im Dunst erlischt.

*

Im Frühling aber, als schon alles für die Reise vorbereitet war und die Herzen in Erwartung schlugen, trat urplötzlich ein Ereignis ein, das, alle Welträtsel heraufbeschwörend, einen jähen Blick ins Unbegreifliche lenkte und einem die alte Wahrheit wieder einmal furchtbar vor Augen führte, daß wir auch da, wo wir feste stolze Brücken vor uns wähnen, unseren Fuß auf nichts denn Schaum und Schaum setzen.

Bernhard hatte wie ein Riese gegen die Not der anderen gerungen. Er hatte einen leidlichen Posten in einem Kaufhaus inne und hatte sich noch allerlei Nebenerwerb zu verschaffen gewußt. Aber er hatte seiner zarten Gesundheit doch zuviel zugemutet. Noch während des Winters war er einmal von Fieberanfällen so heftig geschüttelt worden, daß man das schlimmste befürchtet hatte. Dann hatte sich sein Zustand wieder gebessert, und man hatte auf den nahen Frühling bereits wieder der frohesten Hoffnung Raum gegeben. Doch hatte wohl gerade diese gärende Vorfrühlingssonne nun so schnelle Arbeit vollbracht.

An einem überwarmen Tage, es war eben um die Mittagsstunde, und die Straße war schwarz von Arbeitern und zur Mahlzeit eilenden Geschäftsleuten, war er auf einmal in den Armen Rösles, die ihn auf seinem Hoffnungsgang in die Sonne begleitet hatte, auf einer Anlagebank erschöpft zusammengebrochen.

Die Massen blieben stehen; es bildete sich allmählich ein großer schwarzer Kreis um die beiden, und tausend Augen voll Trauer und Mitleid wandten sich nach ihnen.

Wie ein Schlafender ruhte der junge Mann in den Armen seiner blutjungen Frau, so daß man immer noch im Zweifel blieb, ob man einen Ohnmächtigen oder einen Toten vor sich hatte.

In der Tat öffnete Bernhard jetzt noch einmal die Augen und bewegte die schmalen entfärbten Lippen. Rösle neigte sich zu ihm nieder.

„Es war wundervoll, einfach wundervoll," sagte er erstickend.

„Was war wundervoll?" fragte Rösle erschüttert.

„Das Leben, Liebste, das Leben."

Dann verstummte sein Mund für immer.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf die Nachricht von Bernhards Tod hin litt es Medard nicht mehr in der Fremde.

Er fuhr sogleich in einem Expreßzug über Bologna, Trient und München nach Hause.

Hier fand er Frau und Kinder.

Und dann kniete er, im Tiefsten aufgewühlt, vor der Bahre nieder, worauf Bernhard mit wachsbleichem Antlitz und feinen dunkeln Wimpern lag, und wiederholte immer wieder und wieder

die Worte: „Wundervoll, einfach wundervoll solch ein Leben.“

Von dieser stillen Bahre ging eine großartige, ungeheure Sprache aus. Und dieser Tod erst gab dem Wiedergekommenen die ganze Reife in den Abend und in alles, was im Leben noch kommen würde.




Princeton University Library
32101 066393685

